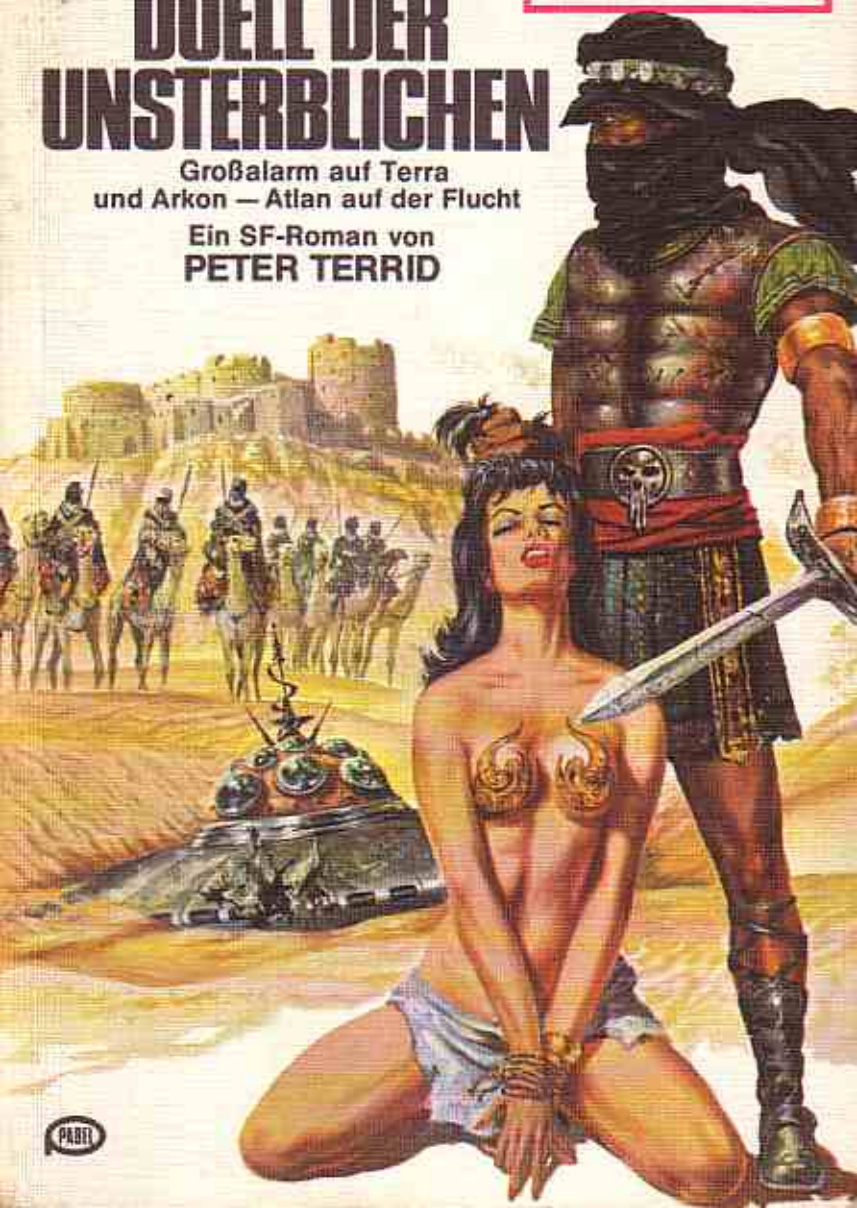


**Perry Rhodan**  
PLANETEN ROMANE

# DUELL DER UNSTERBLICHEN

Großalarm auf Terra  
und Arkon — Atlan auf der Flucht

Ein SF-Roman von  
**PETER TERRID**



# **Duell der Unsterblichen**

**Peter Terrid**

**„Langsam klärte sich das Bild. Ich sah einen Körper im Sand der Arena liegen, in einer immer größer werdenden dunklen Lache. Es war der letzte der Sandlöwen. Ich hatte das Tier mitten im entscheidenden Sprung voll getroffen. Noch war ein Gegner übrig - der Drache. Auf seinen geschuppten Beinen galoppierte er auf mich zu..."**

**Für die Galaktische Abwehr wird Großalarm gegeben. Zwei Ereignisse von kosmopolitischer Bedeutung sind eingetreten, die in direktem Zusammenhang zu stehen scheinen: der Diebstahl des Serums der Unsterblichkeit und das fluchtartige Verschwinden Atlans, des Arkoniden.**

**Der Diebstahl des Serums ist gravierend genug, doch Atlans Verschwinden gefährdet die Sicherheit und Freiheit des Solaren Imperiums. Ein Roman aus dem 21. Jahrhundert.**

## PROLOG:

Oktober 2034, Terrania.

Der Mann saß reglos, wie versteinert. Er saß seit Tagen so, Nahrung hatte er kaum zu sich genommen. Der Mann war hochgewachsen und schlank, fast hager.

Die Frau war jung und sie war schön.

Sie lag, von kundiger Hand einbalsamiert, in einem kristallinen Schrein. Im Hintergrund lief eine hochwertige HiFi-Anlage. Die Lautsprecher, Elektrostaten der modernsten Bauserie, reproduzierten Musik: Mozart, Symphonie in g-Moll, Köchelverzeichnis 550. Der Schwanengesang eines Frühverstorbenen.

Der Mann neben dem Kristallsarkophag nahm die Musik kaum wahr. Er erinnerte sich nicht daran, das Band aufgelegt zu haben.

Er erinnerte sich an andere Dinge, die ihm wichtiger schienen, an die Frau, die mit lächelndem Gesicht in dem Sarkophag lag und so jung aussah, so wunderbar jung, so grauenvoll jung, weil sie hatte sterben müssen. Vor wenigen Monaten noch war dieses glatte Gesicht von Falten überzogen gewesen, war der Mund welk, das Haar glanzlos gewesen, war diese Frau ein altes Weib gewesen, mit Spuren nur von jener Schönheit, die jetzt wieder zu sehen war.

Eine Lichtsekunde von diesem Raum im Halbdunkel, von der verhangenen, schwermütigen Musik, von dem Mann und dem Gegenstand seiner Trauer entfernt, waren seit Tagen Hunderte von Männer und Frauen beschäftigt.

Sie arbeiteten wie besessen. Sie gönnten sich keine Pausen. Sie gaben ihr letztes, um das Mausoleum zu bauen. Ein schlichtes, einfaches, schönes Bauwerk, bestimmt, die sterbliche Hülle aufzunehmen, die in dem kristallinen Sarg lag.

Die Menschen arbeiteten mit der Wut und der Kraft, die aus der Trauer erwächst und dem Willen, sich nicht unterkriegen zu lassen. Sie wollten das Mausoleum pünktlich errichtet haben, das waren sie sich schuldig, sich und der Frau, die in diesem Mausoleum beigesetzt werden sollte, und dem Mann, der Totenwache hielt.

Der Mann war allein.

Allein mit seiner jungen, schönen, seiner toten Frau. Die Freunde hatten ihn nicht verlassen, sie hatten sich nur zurückgezogen, weil sie wußten, wie sehr der Mann seine Frau geliebt hatte.

In dem Raum fehlte jemand.

Der Mann und die Frau hatten einen Sohn, einen erwachsenen Sohn. Vielleicht hielt auch er Totenwache, irgendwo, auf der Erde oder auf einem fremden Planeten. Seine Trauer aber wurde getrübt vom Haß, der dem Vater galt.

Auch daran dachte der Mann, der neben dem kristallinen Sarkophag Totenwache hielt.

Die Frau war auf einer fremden Welt geboren worden, einer weit entfernten und unvorstellbar reichen, prachtvollen und mächtigen Welt. Sie war Arkonidin gewesen, und sie war unter den Bürgern des Großen Imperiums eine Große gewesen. Thora von Zoltral, Mitglied einer Sippe, die schon Weltengebieter stellte, als die Vorfahren des trauernden Mannes noch mit steinernen Werkzeugen gegen die Unbilden der Natur angekämpft hatten. Sie waren Feinde gewesen, als sie sich zum erstenmal getroffen hatten - die stolze Frau von Arkon, Gebieterin über einen Kreuzer, dessen Macht ausreichte, Sonnensysteme in Fackeln zu verwandeln - und der kleine, freche Barbar von der Erde, der so ungeheuer stolz darauf gewesen war, den ersten, unbedeutenden Sprung hinaus ins All gemacht zu haben.

Aus der Feindschaft war Freundschaft geworden, dann Liebe. Sie hatten viele Jahre miteinander verbracht - viele glückliche Jahre. Glückliche für das Paar, glücklich für die Freunde, glücklich für die Menschen der Erde.

Die Musikanlage begann das nächste Musikstück. Nun war dies alles vorüber. Am Himmel waren Wolken aufgezogen, eine Katastrophe stand ins Haus.

Die alte Gegnerschaft mit dem Robotregenten von Arkon war neu erwacht, in veränderter Form, als Bündnis getarnt. Aber jeder wußte: bekam der Robotregent die galaktonautischen Daten des Sonnensystems zugespielt, dann ließ sich die Zeit der Freiheit, die den Erdenmenschen noch verblieb, in Stunden ausdrücken.

Wenn der Regent von Arkon seine Robotflotten nicht ausschließlich nach dem Solaren Imperium suchen ließ, dann nur, weil ihm ein neuer, noch schrecklicherer Gegner erwachsen war - die Überlappungsfront der Druuf, der Wesen aus einem anderen Universum.

Der Mann, der neben dem kristallinen Schrein stand und trauerte, hatte das Solare Imperium begründet und geführt, gut geführt bis zu diesem Tag. Die Arbeit war nicht leicht gewesen, aber er hatte sich willig der Mühen unterzogen, weil er an seiner Seite eine Gefährtin wußte, auf die er sich verlassen konnte.

Vorbei. Die Gefährtin war tot, ermordet von einem Ara, einem Arkonidenabkömmling.

Geblichen war dem Mann die Trauer. Und die ungeheure Verantwortung für Leben und Sicherheit der Menschen, die ihm vertrauten.

„Thora!“ flüsterte der Mann.

Der Mann hieß Perry Rhodan.

## 1.

Hoch über der hitzeffirrenden Wüste zogen die Aasvögel ihre bedrohlichen Kreise. Ihr heiseres Krächzen klang ab und und zu bis auf den Boden herunter und ließ die Gammel scheu werden. Der Karawanenführer sah ab und zu nach oben und schlug das magische Rad der Dyea, eine rasche spiralförmige Bewegung, die zur Abwehr böser Geister diente.

Ich hütete mich, den Karawanenführer zu verspotten ob dieses Aberglaubens. Zum einen war ich in zehn Jahrtausenden toleranter geworden, zum anderen hatte ich Dinge erlebt, die sich gut erklären ließen, wenn man gute und böse Geister für bare Münze nahm und den naturwissenschaftlich-mathematischen Verstand ein wenig auf Urlaub schickte. Es gab Dinge, die auch ein ehemaliger Admiral der Arkonflotte, Hochenergiespezialist und Kristallprinz des Großen Imperiums nicht zu ergründen vermochte, und das trotz erhaltener ARK SUMMIA und der damit verbundenen Aktivierung des Extrahirns.

„Herr“, sagte der Karawanenführer. Er trieb sein Reitgämmel an meine Sänfte heran. „Das ist kein gutes Zeichen. Aasvögel, hier mitten in der Wüste...“

Ich sah ihm in die Augen.

Tochtu hieß der Karawanenführer, ein hagerer Mann, dessen Gesicht von der Wüste gezeichnet war, die er seit Jahrzehnten bereiste. Das Gesicht hager, fast fleischlos, von zahllosen Falten und Fältchen durchzogen, der Bart weiß und schütter, die Augen aber waren scharf und stechend wie die der Vögel, die über uns kreisten. Vermutlich warteten sie darauf, daß etwas in der Wüste starb.

„Oder jemand“, gab das Extrahirn zu bedenken. „Wir reiten auf die Vögel zu“, bestimmte ich. „Wer weiß, ob wir nicht einen Verdurstenden finden und retten können. Es wäre eine den Göttern wohlgefällige Tat.“

Der Karawanenführer schlug das gelbe, staubbedeckte Kopftuch ein wenig zurück. Sein Gammel tänzelte unruhig. Die Tiere mochten die Aasvögel überhaupt nicht. Kein Wunder, die meisten von ihnen würden früher oder später in den Mägen der Vögel enden, und die Aasvögel hatten unbeschadet ihres Namens keinerlei Geduld. Sie warteten nicht, bis ihre Opfer wirklich tot waren. Sie waren oft genug so gierig, daß sie den noch lebenden Tieren schon Fetzen aus dem Fleisch rissen.

„Es könnte aber auch eine Falle sein“, gab Tochtu zu bedenken. Im Gürtel seines weiten Umhangs, der sich im heißen Wind blähte, stak ein Dolch mit feiner Ziselierung. Über der Schulter trug er die unvermeidliche Armbrust der Wüstenbewohner.

„Die Räuber sind wieder sehr aktiv geworden, Herr“, erinnerte mich Tochtu. „Du weißt das nicht, Herr, weil du nicht von dieser Welt bist, aber ich weiß es, und meine Männer ebenfalls. Wir fürchten uns vor den Räubern. Sie sind grausam und töten jeden, der ihnen in die Hände fällt. Dich vielleicht nicht, weil du ein hoher Herr bist und ihnen hohe Lösung zahlen kannst. Aber uns, Herr, werden sie sicherlich töten. Ich bin arm, meine Sippe wird kaum für mich ein Lösegeld aufbringen können, geschweige denn für uns alle.“

Mit einer umfassenden Bewegung seiner mageren Hände deutete er auf die anderen Reiter. Es waren Tochtus Verwandte. Karawanenführer nahmen bei solchen Wüstendurchquerungen in der Regel ihre gesamte Sippe mit. Das war sicherer, verteilte den Profit gerechter und sorgte dafür, daß im Kampf einer sich auf den anderen verlassen konnte.

„Ich werde euch beschützen“, versprach ich. Ich schlug mit der flachen Hand gegen den Gürtel.

Tochtu senkte den Blick. Seine Augen hefteten sich auf meine Waffen.

Ich trug ein dünnes Schwert, wie fast alle Bewohner dieser Welt, dazu zwei Messer und die unvermeidliche Armbrust. Außerdem standen mir allerdings noch zwei Handfeuerwaffen zur Verfügung, wie sie im Arkonimperium üblich waren. Terraner-Waffen wären mir lieber gewesen, aber das wäre ein großer Fehler gewesen. Zwar wollte ich auffallen, aber nicht so.

„Ich gebe mein Wort“, sagte ich. Tochtu nickte und zog die Kapuze wieder tief in die Stirn.

Unser Weg führte dem Wind entgegen, der uns Sandkörner ins Gesicht schleuderte. Sand war die Plage dieses Landstrichs. Es war feinkörniger, gelber Sand, der durch alle Ritzen und Fugen sickerte. Es gab kein Mittel, diesen Prozeß aufzuhalten. Wir hatten Sand in den Kleidern, Sand im Essen und - wunderlich genug - Sand in den Schläuchen. Wie es diese gelbliche Plage schaffte, selbst durch das Leder der Schläuche zu sickern, war mir ein Rätsel.

Tochtu ritt voran. Zwei seiner Söhne deckten ihm die Flanken. Dann folgten vier Lasttiere, danach schwankten zwei schwerbeladene Gammel, die meine Sänfte trugen. Mir wäre ein Reitgämel lieber gewesen, aber vornehme Leute reisten auf dieser Welt in einer Sänfte. Ich hatte mich darein zu fügen.

Es war früher Morgen, die beste Zeit für Wüstenreisen. Die Sonne hatte die Kühle der Nacht noch nicht ganz vertrieben, man kam schneller und weniger mühelos vorwärts. Während der heißesten Stunden des Tages wurde selbstverständlich gerastet. Keinem Wüstenwanderer wäre es eingefallen, in der brütenden Hitze umherzulaufen. Wer das tat, war entweder ein Selbstmörder, oder er befand sich vor Durst schon am Rand des Wahnsinns.

*Binthal* nannte sich der Wüstenstreifen, den ich durchqueren wollte. Es war ein Land, das die Götter im Zorn erschaffen hatten, den Menschen zur Prüfung und immerwährenden Herausforderung. Es war lange her, daß ich zum letztenmal durch

ein Wüstengebiet gereist war, aber dank des Extrahirns hatte ich mich sehr rasch anpassen können. Zudem war ich als Arkon-Geborener ohnehin höhere Temperaturen gewöhnt, als sie auf der Erde üblicherweise herrschten.

Ich sah zum Himmel hinauf.

In diesem Bereich der Milchstraße standen die Sterne vergleichsweise dicht. Wir standen am Rand des Kugelsternhaufens M13, der für Erdmenschen im Sternbild des Herkules zu finden war. M13 war - mit Einschränkungen - der Herrschaftsbereich des Großen Imperiums der Arkoniden.

Zum erstenmal seit langer Zeit hatte ich die Wahl. Ich konnte auch am Tage Sterne sehen, viele Sterne, von Arkon beherrschte, erforschte Sterne. Terra, das Solsystem, lag weit hinter mir.

Zehn Jahrtausende hatte ich auf diesen Augenblick gewartet, gehofft, dafür gearbeitet, gekämpft und gelitten. Merkwürdigerweise ließ er mich jetzt beinahe kalt.

Ich schlug den Vorhang der Sänfte zurück. Der feinmaschige seidenähnliche Stoff filterte förmlich die Hitze. Ich saß auf weichen Kissen, gefüllt mit Gämmelwolle. Die Frauen der Tochtu-Sippe hatten die Kissen hergestellt. Sie verstanden etwas davon, ansonsten waren sie nach dem Schönheitsideal, das ich auf der Erde gelernt hatte, von erschreckender Häßlichkeit. Auf dieser Welt aber lagen die Maßstäbe anders. Nun, ich war nicht hierher gereist, um mir ein Weib zu suchen, auch wenn Tochtu einige Male vergeblich versucht hatte, mir eine seiner Töchter anzudrehen.

„Ich sehe etwas, Herr!“

Tochtu ritt neben der Sänfte. Höflich wartete er, bis ich den Vorhang zur Seite schob.

„Weit voraus, Herr“, sprudelte er hervor. „Es liegt etwas im Sand, und es sieht aus wie die kleinen Apparate, mit denen die großen Herren unsere Welt besuchen.“

Ich brauchte nicht lange, um diesen Text in meine Wirklichkeit zu übersetzen.

Tochtu wollte mir mitteilen, daß dort vorn offenbar eine Jacht lag, vermutlich abgestürzt, denn kein vernünftiger Mensch würde freiwillig in einem solchen Gebiet landen.

Was ich in diesem Fall tun würde, stand von vornherein fest. Ich streckte den Arm aus.

„Wir werden dorthin reiten“, bestimmte ich. „Aber haltet eure Waffen bereit!“

Ich wollte kein Risiko eingehen. Es gab Sippen in der Wüste, die sich praktisch nur vom Raub ernährten. Nun gönnte ich zwar jedem Lebewesen seinen Lebensraum und seine Nahrung, doch das fand seine Grenze, wenn es mir ans Leben ging. Die Raubsippen waren dafür berüchtigt, daß sie ihre Opfer nicht nur ausplünderten, sondern in den meisten Fällen auch gnadenlos ermordeten. Während weibliche Opfer den Sippen zwangseingegliedert wurden oder auf die Sklavenmärkte wanderten, wurden die Männer jeglichen Alters abgeschlachtet. Einer der verbreitetsten „Scherze“ der Räuber bestand darin, einen Unglücklichen zu fesseln, und dann in die frisch abgezogene Haut eines Gammel zu wickeln. In der prallen Sonne trocknete das Rohleder im Lauf vieler Stunden und zog sich dabei immer mehr zusammen, bis das Opfer unter unglaublichen Qualen erstickt war.

Wenn in der Wüste das Wrack einer arkonidischen Jacht lag, dann waren die Räuber vermutlich nicht weit. Für die menschlichen Geier der Wüste war eine solche Jacht praktisch eine Schatztruhe, die vom Himmel gefallen war. In dieser Landschaft, in der Metall so selten war, stellte allein die Hülle der Jacht ein ungeheures Vermögen dar. Eine Sippe, die sich in den Besitz eines Wracks setzen konnte, hatte für den Rest des Lebens ausgesorgt. Und fiel ihnen gar die Besatzung in die Hände, konnte sich die betreffende Sippe getrost zu den Herren der Wüste gesellen. Für die

Besatzung erstellte das Lösegeld in der Regel nicht mehr als ein etwas reichliches Trinkgeld dar, für die Räuber waren es unvorstellbare Vermögen.

Ich nahm den Impulsstrahler zur Hand. Das Magazin war gefüllt, der Düsenquerschnitt so eingestellt, daß die Waffe einen nur kleinfingerdicken Strahl verschloß. Gegen diese Waffe waren die Räuber machtlos.

„Rrheee!“ hörte ich Tochtu rufen.

Ich schlug den Vorhang zur Seite und stieg aus der Sänfte.

Ich trug, wie jeder Wüstenwanderer, ein sehr weites, locker am Körper sitzendes Gewand. Der helle Stoff sollte nicht nur die Sonnenstrahlen möglichst reflektieren, er mußte auch jeden Windhauch auffangen, der vielleicht Kühlung bringen konnte. In Landstrichen wie diesem blieb nichts, weder Waffen noch Kleidung noch Sitten und Gebräuche, dem Zufall überlassen. Sie bildeten sich im Lauf der Jahrhunderte aus den Erfahrungen der Wüstenbewohner heraus, als die sinnvollsten und praktischsten Lösungen für die Probleme des Alltags.

Ich steckte den Impulsstrahler in den Gürtel zurück. Es sah nicht aus, als bestünde Gefahr. Dennoch nahm ich die Armbrust zur Hand. Mit wenigen Handgriffen hatte ich die Waffe gespannt. Sie verschloß handspannenlange Bolzen und hatte genügend Durchschlagskraft, um in fünf Meter Entfernung einen Mann durchbohren zu können.

Ich sah mich rasch um.

Die Männer waren von ihren Gammeln gegliitten und hatten sich postiert, die Waffen gebrauchsfertig in den braungebrannten Händen. Sie sicherten die Umgebung.

„Dort liegt der Apparat, Herr!“

Ich sah etwas metallisch blitzen; vermutlich handelte es sich um ein Trümmerstück. Zusammen mit Tochtu stapfte ich durch den feinkörnigen Sand der Düne hinauf, die den Blick auf das Wrack versperrte.

Auf dem Kamm angekommen konnte ich das Fahrzeug sehen.

Es war ein Wrack, ein großer Trümmerhaufen, der mitten in der Wüste lag. Ich erkannte das Modell sofort wieder.

Es war ein diskusförmiges kleines Raumschiff. Es maß 30 Meter in der Horizontalen und etwa 18 Meter in der Vertikalen. Es war ein Aufklärungs- und Angriffsfahrzeug, überlichtschnell und mit einigen durchaus wirkungsvollen Energieschützen versehen.

Es war das Standardbeiboot der Arkonflotte gewesen. Inzwischen aber wurde dieser Bootstyp auch auf anderen Welten gebaut und eingesetzt.

In diesem Fall konnte es an der Herkunft des Bootes keinen Zweifel geben. Es handelte sich um eine Space-Jet, früher Gazelle genannt.

Vor mir lag das Wrack eines kleinen Schiffes der Solaren Flotte.

Sie hatten mich also gefunden.

Langsam stieg ich zu dem Trümmerhaufen hinab. Das Boot war schwer beschädigt. Ein Teil der Schäden ging zweifelsohne auf das Konto des Absturzes, beispielsweise die zertrümmerte Transparentkuppel über der Zentrale des Bootes, die weggeknickten Landbeine, die seltsam verdreht in den Himmel ragten. Hydraulikflüssigkeit war ausgetreten und brannte mit kleinen, flackernden Flammen. Überall lagen Trümmer verstreut, Metallteile, geborstene Armaturen.

„Furchtbar“, hörte ich Tochtu sagen. Ich nickte.

Ein anderer Teil der Schäden, der größere Teil, hatte eine andere Ursache. Das Boot war beschossen worden. Ein Wunder, daß es nicht unter dem Beschuß zerplatzt war.

Wer sich diesem Planeten zu forsch näherte, lief stets Gefahr, abgeschossen zu werden. Und wer dann noch so dumm war, einen Landeanflug zu unternehmen am

Steuer eines Fahrzeuges, das deutlich erkennbar die Hoheitsabzeichen des Solaren Imperiums trug, durfte sich wahrlich nicht beschweren. Die Springer waren auf andere Völker im allgemeinen und die Terraner im besonderen gar nicht gut zu sprechen. Dafür waren sie - ausgerechnet sie, die Füchse des Imperiums - zu oft von den Terranern genasführt und übertölpelt worden. Wenn ich mich der Nasen erinnerte, die Perry Rhodan den Springern mit seinen frechen Manövern gedreht hatte, konnte ich die Springer sehr gut verstehen.

„Warum liegt der Apparat der Hohen Herren hier?“ Ich konnte die Frage des Nomaden nicht beantworten. Der erste Grund für diese Tatsache war offensichtlich - das Boot war abgeschossen worden. Aber was hatte eine Space-Jet irdischer Fertigung auf Aponti II zu suchen? Niemand konnte diese Welt kennen, bestenfalls der Robotregent, und der war nicht eben ein Freund der Terraner.

„Hier liegt jemand, Herr. Und hier noch einer!“

Ich ging um das Wrack herum. Das leise Knistern aus dem Innern des Körpers und der dünne Rauchfaden bewiesen mir, daß der Absturz nicht sehr lange zurückliegen konnte. Vermutlich war der Absturz zwei Tage alt, in keinem Fall mehr. Ich hatte sechs Tage gebraucht, um Aponti II erreichen zu können, und so schnell würde man sich mir nicht auf die Fersen setzen können.

Wer das Boot geflogen hatte, wußte ich nicht. Wohl aber wußte ich, zu welchem Haufen der Pilot und seine Crew gehörten. Die Besatzung war garantiert von der Galaktischen Abwehr gestellt worden. Das war typische Terranerarbeit - blitzartig vorpreschen, den Stier bei den Hörnern packen und das Problem erledigen, bevor sich die anderen von ihrer Überraschung erholen konnten. Ich hatte zehn Jahrtausende Zeit gehabt, diese Burschen zu studieren.

Mindestens vier Mann waren nötig, eine Space-Jet einwandfrei zu steuern. Ein Besatzungsmitglied entdeckte ich neben dem abgerissenen Teil einer Landestütze. Ein junger Mann, tot; er hatte sich beim Absturz das Genick gebrochen.

„Deine Schuld!“ mahnte der Logiksektor.

Das war, fand ich, überspitzt ausgedrückt. Ich war Anlaß, nicht Ursache. Früher oder später hätte es dazu kommen müssen, und daß die Raumabwehr von Aponti II erbarmungslos und hart zuschlug, konnte man schlechterdings nicht mir anlasten.

Einige Schritte weiter lag der Leichnam eines zweiten Mannes. Der Preis war hoch, den die GA hatte zahlen müssen. Das Schlimmste war, daß dieser Preis ganz umsonst gezahlt wurde. Fangen würden mich Mercants Männer nicht, dessen war ich mir sicher. Da hatten ganz andere schon versucht, meiner habhaft zu werden.

„Vorsicht, Herr!“

Ich winkte ab. Vielleicht gab es Überlebende im Innern der Space-Jet. Ich mußte einfach nachsehen, selbst auf die Gefahr hin, daß sich das Wrack genau diesen Zeitpunkt aussuchte, um in die Luft zu fliegen.

Es war schwer, sich durch das Gewirr von Trümmern zu winden. Die Space-Jet war hoffnungslos zerstört. Nicht einmal die fast sprichwörtliche Findigkeit und Improvisationsfreude terranischer Ingenieure würde diese Space-Jet wieder flugfertig bekommen.

Im zentralen Antigrafschacht - besser: dem, was davon noch übrig war - entdeckte ich einen weiteren Toten. In seinem Gesicht war ein Ausdruck der Ungläubigkeit zu erkennen.

Ich drückte ihm die gebrochenen Augen zu. „Tut mir leid, Junge“, murmelte ich. „Ohne Warnung zu schießen, ist nicht Terranerart.“

Das vierte Besatzungsmitglied entdeckte ich, als ich die Wohnräume durchsuchte. Ich hatte einige moderne Waffen gefunden, über die sich die Nomaden sicherlich



freuen würden, und die ich deshalb verschwinden lassen mußte, bevor sie damit Unheil anrichten konnten.

Die Gestalt lag im äußersten Winkel der Kabine, unter dem Bett. Sie war seltsam verkrümmt.

Ich warf einen Blick auf die wenigen privaten Gegenstände, die in dem Trümmerhaufen zu erkennen waren.

Das vierte Besatzungsmitglied der abgeschossenen Space-Jet war eine Frau. Und sie lebte.

Ich war in höchstem Maße überrascht, als ich den Körper unter dem Bett hervorzernte und dabei feststellte, daß in den Adern noch Blut floß. Bei meinem Zeren platzte nämlich eine kleine, unbedeutende Wunde wieder auf und blutete.

Ich prüfte am Hals nach. Das Herz schlug schwach, aber deutlich fühlbar und gleichmäßig. Wie die Frau aussah, ließ sich einstweilen nicht feststellen; ihr Gesicht war verzerrt, die Haare verklebt vom Blut, das aus einer Stirnwunde geflossen war. Sie trug den Einsatzanzug der Solaren Flotte.

Früher einmal war eine Montur dieser Art „arkonidischer Kampfanzug“ genannt worden. Vergangenheit auch das, wie so vieles. Ich hatte Mühe, die aufsteigenden Erinnerungen zurückzudrängen.

Eile war geboten. Zwar war das Wrack teilweise ausgebrannt, aber der Rest konnte in jedem Augenblick in die Luft fliegen. Ich nahm die junge Frau auf den Arm; sie war leicht zu tragen, aber damit hatte es ein Ende, sobald ich ihre Kabine verlassen hatte. Sie durch das Gewirr des Trümmerhaufens zu schleppen, ohne sie dabei noch mehr zu verletzen, war ein Kunststück ersten Ranges. Ich schaffte es nicht ganz; zwei kleinere Schnittwunden kamen zu ihren sonstigen Verletzungen hinzu, und ich wußte noch nicht, ob sie vielleicht innere Verletzungen davongetragen hatte. Sobald ich das Freie erreicht hatte, trug ich die Frau sehr behutsam zu den Gammeln der Karawane.

„Spannt ein Tuch auf!“ befahl ich meinen Begleitern.

Tochtu musterte die junge Frau mit einem Blick, der zwischen Ehrfurcht und Habgier angesiedelt war. Zum einen hielt er die Frau für eine Hohe Herrin - mit diesem Titel wurde auf Aponti II jeder belegt, der Geld hatte und kein Planetengeborener war - zum anderen witterte er das Vermögen, das er verdienen konnte, wenn er es schaffte, die Frau zu einem der kleinen, geheimen Sklavenmärkte zu bringen.

„Wasser her!“

Ich feuchtete ein Tuch an und wischte der Frau das Blut aus dem Gesicht. Sie gehörte zum mediterranen Typus, vielleicht eine Griechin oder Römerin.

„*Italienerin, wenn schon*“, korrigierte das Extrahirn sanft.

Ich hatte zu lange dort gelebt und zuviel erlebt, um nicht bei dem Stichwort Italien automatisch an das *Forum Romanum* zu denken, den Marschtritt römischer Legionen...

Die Frau war knapp dreißig Jahre alt, und sie war schön. Die Augen waren so dunkel, wie ihre Haare es sein würden, wenn erst einmal das verkrustete Blut und der feinkörnige gelbe Sand herausgewaschen worden waren.

„Laß mich das machen, Herr“, sagte einer der Söhne des Wüstenpatriarchen. Ich erkannte Gweran an seinem Kopftuch. Er war der älteste von Tochtus Söhnen, hager wie der Vater, aber um einiges verschlagener und härter. Ich wußte, daß ich früher oder später mit ihm zusammenstoßen würde.

„Ich verstehe mich auf die Pflege von Verwundeten!“

Ich nickte und überließ ihm das Feld.

Was jetzt zu tun war, stellte eine der grausigsten Beschäftigungen dar, die ich kannte, und ich hatte diese Arbeit Hunderte von Malen tun dürfen. Ich hob Gräber aus, eine leichte Arbeit im feinen Sand. Die Nomaden sahen mit Staunen zu. In ihrer Vorstellungswelt war es Verschwendung, einen Leichnam im Boden zu verscharren. Er wurde auf hohen Gerüsten abgelegt, den Vögeln zum Fraß. Lediglich die Knochen wurden gesammelt, zermahlen und durchaus rationell verwendet. Das Leben auf diesem Planeten war von unvorstellbarer Härte; die Bewohner, das Leben allgemein, kämpfte einen lautlosen, unglaublich zähen Kampf um jeden Krümel Dasein. Wertvolles Material zu verschwenden, auch wenn es der Leichnam eines Verwandten war, erschien den Nomaden schrecklich.

Ich bestattete die Terraner. Niemand half mir, schwere Metallstücke heranzuschleppen, die ich über die Gräber legen konnte, damit die Aasfresser der Wüste die Körper nicht erreichen konnten.

Ich wußte, ich würde die Stelle wiederfinden. Irgendwann einmal würde ich zurückkehren, um den Toten ordentliche Gräber zu verschaffen.

Danach ging ich noch einmal zu der Space-Jet hinüber.

Ich brauchte nicht lange zu suchen, bis ich fand, was jetzt vonnöten war. Ich kannte die Terraner, sie ließen nichts außer acht. Natürlich hatte die Space-Jet eine Selbstvernichtungsanlage, damit sie niemals unbeschädigt einem Gegner in die Hände fallen konnte. Das galt ganz besonders für den mit weitem Abstand wertvollsten Teil des kleinen Schiffes - den Kartentank.

Er war bereits zerstört, denn er stellte das größte Geheimnis der Terraner dar. In ihm war, zehnfach gesichert, die galaktonautische Position der Erde gespeichert. Und für diese wenigen Daten hätte der Robotregent von Arkon Dutzende von blühenden Planetensysteme verschenkt, hätte er ihrer habhaft werden können. Nun, ich brauchte den Tank nicht. Ich kannte die Daten auswendig.

Ich stapelte die Waffen der Terraner in der Nähe der großen Thermitladung, die die Selbstvernichtung durchzuführen hatte. Ich brauchte nur einen kurzen

Impuls in die Positronik des Schiffes zu tippen und mich in Sicherheit zu bringen.

„Beeilt euch!“ rief ich den Nomaden zu. Gweran hatte die junge Frau unterdessen in meine Sänfte geladen. Eine gute Idee, denn jetzt konnte ich endlich ein Gammel besteigen und reiten, wie ich es eigentlich vorgehabt hatte.

„Sie kommt zu sich, Herr!“ rief Gweran.

Ich hastete zu der Sänfte hinüber. Tatsächlich, die Frau öffnete die Augen. Ihr erster Blick fiel auf Gweran, der sie scharf musterte. Dann sah sie sich die dünnen Vorhänge der Sänfte an. Sie schien zu begreifen, was geschehen war. Ihre Lippen zuckten ein wenig; ganz vermochte sie ihre Schmerzen nicht zu unterdrücken.

Dann fiel ihr Blick auf mich. Mit aller Kraft richtete sie sich ein wenig auf.

„Atlan?“

Ich nickte.

Sie sah mich an, dann spie sie mir ins Gesicht.

„Verräter!“ fauchte sie und fiel besinnungslos in die Polster zurück.

Ich lachte.

„Schnaps ist auch keine Lösung“, murmelte Reginald Bull. Er stellte das halbgefüllte Glas auf den Tisch zurück. Die Flasche war gerade erst angebrochen worden.

„Wir können nichts tun. Bully“, sagte der zweite Mann in dem Raum, der im Halbdunkel lag. Auf seltsame Weise schien in den letzten Tagen die ganze Erde im Halbdunkel zu liegen.

Reginald Bull zuckte mit den Schultern.

„Irgend etwas, Tiff, irgend etwas muß geschehen“, murmelte er. „Perry wird noch verrückt vor Schmerz.“

Julian Tiffloor preßte die Lippen zusammen. Er wußte, wovon die Rede war. Er wußte es sogar ein wenig besser als Reginald Bull. Tiffloor war vor drei Wochen vom Sterbebett einer Frau zurückgekehrt, die ihn einmal geliebt hatte. Mildred, genannt „Milly“ Orson. Sie hatten sich für Jahrzehnte nicht gesehen. In dieser Zeit hatte Milly geheiratet, Kinder in die Welt gesetzt, war zur Witwe geworden - und alt. Erschreckend alt und krank. Sie hatte ein hohes Alter erreicht, für herkömmliche Begriffe.

Aber der Mann, der an dem Sterbebett der alten Frau gesessen hatte, war der gleiche gewesen, der damals zusammen mit dieser Frau gegen die Invasion der Springer gekämpft hatte. Er war jung geblieben, aktiv, gutaussehend.

„Er wird darüber hinwegkommen“, sagte Tiffloor. Sein Glas stand ebenfalls unberührt auf dem Tisch. Der Whisky darin war sehr alt und sehr gut; die beiden Männer hatten früher mancher Flasche dieser Firma den Hals gebrochen. Jetzt schmeckte ihnen der Alkohol nicht. Ihnen schmeckte seit Tagen fast gar nichts mehr.

„Hoffentlich“, sagte Bully leise.

Tiffloor konnte sich nicht erinnern, Bully jemals in einer solchen Verfassung erlebt zu haben. Bully, der untersetzte, rothaarige, sommersprossige, ewig muntere Bully, der Mann, der mit Alarmstarts die Hafenbehörden in den Wahnsinn trieb, der nie unterzukriegen gewesen war - dieser Bully war schwer angeschlagen. Seinen unverwundlich erscheinenden Humor hatte er verloren, seine Augen schienen glanzlos. Er fluchte nicht mehr, er machte keine Witze mehr, seine Mitarbeiter fauchte er an und setzte sie so in fassungsloses Erstaunen.

Tiffloor wußte, daß Reginald Bull zur Crew der STARDUST gehört hatte, zu einem der drei Männer, die vor Jahrzehnten die Dritte Macht gegründet hatten. Bully war Perry Rhodans ältester, vertrautester Freund. Das machte sich jetzt bemerkbar.

An der Tür summt es. Bull sah auf. Er tippte an einen Sensor, der die Tür öffnete. Wenig später trat ein Mann in das Zimmer, der noch erheblich bedrückter aussah als die beiden Männer.

„Allan“, sagte Bully matt. „Willkommen. Nehmen Sie sich einen Drink.“

Der Besucher winkte ab.

„Ich komme geschäftlich, sozusagen“, verkündete er. Allan D. Mercant legte einen dünnen Schnellhefter auf den Tisch neben die Gläser.

Reginald Bull zwinkerte verwirrt.

„Jetzt?“ fragte er. „Läßt sich das nicht aufschieben?“

„In keinem Fall“, sagte der Chef der Galaktischen Abwehr. Wer ihn sah, unterschätzte ihn in nahezu jedem Fall. Das Robotgehirn auf Arkon III hätte wahrscheinlich einen Kurzschluß bekommen, hätte es erfahren, daß einer seiner raffiniertesten Gegner aussah wie ein pensionsreifer Buchhalter aus einem Witzblatt. Die sanft blickenden Augen, der schütterere Haarkranz, das mild-entrückte Lächeln eines passionierten Tierschützers - den Chef einer hervorragenden Abwehrorganisation stellte man sich in der Regel anders vor.

„Thora ist tot“, sagte Bully, als erkläre dies alles und jedes. Mercant nickte.

„Ich weiß“, sagte er sanft. „Ich weiß, wie sehr der Chef unter diesem Verlust leidet. Ich weiß auch, wie hart dieser Schlag Sie beide getroffen hat. Aber es kommt noch viel schlimmer.“

Bull stellte seine unruhige Wanderung ein. Er hörte auf, aus dem Fenster seines Bungalows auf den nächtlichen Goshun-Salzsee hinauszublicken. Bull setzte sich in einen Sessel in der Nähe des Tisches.

„Sie wissen, daß Thora aus dem Geschlecht der Zoltral von einem Ara ermordet wurde.“

„Bekannt“, wehrte Bully ab. „Wir haben den Burschen, und er wird vor Gericht gestellt werden.“

„Was Sie ebenfalls wissen, ist die Tatsache, daß Frau Thora sterbenskrank war, als sie ihre letzte Reise im Dienst des Solaren Imperiums antrat.“

„Ich kenne den Befund“, knurrte Bully. „Hyperplastische Systemerkrankung, Lymphosarkom Typ F Arkon. Irreparabel. Wollen Sie versuchen, Perry damit zu trösten, daß seine Frau ein paar Wochen später an Krebs gestorben wäre?“

„Keinesfalls“, sagte Mercant. Sein Gesicht wirkte noch eingefallener und trauriger als sonst. „Und ich werde dem Chef unter gar keinen Umständen verraten, daß Frau Thora noch lebte, wenn der Ara nicht geschossen hätte, und daß sie noch sehr lange gelebt hätte.“

Verwirrt kniff Bully die Augen zusammen.

„Was wollen Sie damit sagen, Allan?“

Der Chef der Galaktischen Abwehr leckte sich über die Lippen. Mit leiser, stockender Stimme sagte er:

„Frau Thoras Krebs klang ab. Das Ara-Serum begann zu wirken, es hat tatsächlich gewirkt.“

Im Bruchteil einer Sekunde war Bully aschfahl geworden. Tiffloor war aufgesprungen, mit kalkweißem Gesicht starrte er Mercant an. Er mußte sich am Tisch festhalten, um nicht umzufallen.

„Was... was sagen Sie da?“

Mit erstickter Stimme erklärte Mercant: „Der Ara hat eine Unsterbliche ermordet!“

„Mercant“, sagte Bully ächzend. „Machen Sie keine Witze. Ich bringe Sie um, wenn das ein Spaß ist.“

„Bully!“

„Verzeihen Sie, Allan! Aber... verstehen Sie... es ist...“

Bull schlug die Hände vor das Gesicht. Tiffloor setzte sich zeitlupenhaft langsam. Mercant preßte die Lippen zusammen.

In dem Raum breitete sich eine beklemmende Stille aus.

Die drei Männer dachten, jeder auf seine Weise, an das gleiche.

Sie waren relativ unsterblich. Die Zelldusche des Physiotrons auf dem Planeten Wanderer hatte den körperlichen Alterungsprozeß gestoppt.

Bully erinnerte sich an seine erste Zelldusche, damals, als er mit Perry Rhodan zusammen Wanderer erreicht hatte. Den Terranern hatte ES, das unbegreifliche Fiktivwesen der Kunstwelt Wanderer, die Zelldusche freigegeben. Perry Rhodan konnte jedem seiner Mitarbeiter zur biologischen Unsterblichkeit verhelfen, wenn er es wollte.

Den Arkoniden aber, die seit mehr als zehn Jahrtausenden nach Wanderer gesucht, den Planeten aber nie gefunden hatten - ihnen blieb die Zelldusche versagt. Und das hatte auch für Thora gegolten.

Dann aber, Jahrzehnte später, war eine neue Hoffnung für Perry Rhodans Frau aufgetaucht.

Es hieß, die Aras hätten ein Serum der Unsterblichkeit entwickelt. Es sei auf Tolimon zu finden, dem Zoo der Galaktischen Mediziner.

In einem Risikoeinsatz, der seinesgleichen suchte, hatten es Rhodans Mitarbeiter geschafft, eine Probe des Serums zu erbeuten - die letzte Probe.

453 *LS/Ara* - die Kurzformel der irdischen Ärzte für die Droge, für die letzte Möglichkeit, Thoras Lebensspanne der ihres Mannes anzupassen.

Es hatte Beispiele gegeben, daß das Serum wirkungsvoll war.

Graf Rodrigo de Berceo, Sohn der aztekischen Prinzessin Uxatelxin und des spanischen Hidalgo Juan de Berceo, geboren im Jahre des Heils sechzehnhundertzweiundfünfzig, aus der Gefangenschaft der Aras entkommen im Jahre zweitausendvierzig. Diese unvorstellbar lange Zeitspanne des Lebens hatten ihm die Aras mit ihren Medikamenten verschafft.

Aber es gab Unterschiede zwischen Terranern und Arkoniden. Und Thora war, als man den Versuch mit ihr machte, eine alternde Frau gewesen, körperlich nicht einmal annähernd so leistungsfähig wie der spanische Graf.

Alles hatte danach ausgesehen, als sei 453 *LS/Ara* ein Fehlschlag gewesen, als sei das Todesurteil für Perry Rhodans Frau unwiderruflich. Unter diesem Eindruck hatte Perry Rhodan sein Einverständnis gegeben zu Frau Thoras letztem Einsatz, zu ihrem Flug nach Arkon, als Unterhändlerin des Solaren Imperiums. Es war ein Opfergang gewesen. Rhodan hatte seiner Frau ein letztes Mal sein Vertrauen zeigen wollen. Er hatte sie trotz des unheilbar erscheinenden Lymphosarkoms reisen lassen, um ihr noch ein Erfolgserlebnis zu gönnen. Sie sollte nicht als alte, verbrauchte Frau sterben, eine Last für sich selbst und ihre Umwelt.

Diesen letzten Rest Leben, den Perry Rhodan seiner Frau hatte erfolgreich machen wollen, war brutal verkürzt worden durch den mörderischen Schuß eines Aras.

Und nun...

„O Gott“, stöhnte Bully gequält auf.

Perry Rhodan trauerte um eine Frau, die vom Tode gezeichnet gewesen war. Er trauerte um eine Frau, von der er annehmen mußte, daß er sie wenig später auch auf normalem Wege verloren hätte.

Jetzt aber...

In dem kristallinen Schrein lag keine alte, sieche Frau. Darin lag eine ermordete Unsterbliche.

„Nie“, sagte Bully keuchend, „niemals darf Perry davon auch nur ein Sterbenswörtchen erfahren!“

Mercant nickte traurig.

„Ich fürchte“, sagte er leise, „daß sich das nicht wird vermeiden lassen.“

Bully sah auf.

„Warum?“

Mercant biß sich auf die Lippen.

„Unsere Wissenschaftler haben sich eingehend mit dem Ara-Serum beschäftigt. Sie haben weitere Proben davon hergestellt, sie haben die chemische Formel erarbeitet, sogar einigen hyperphysikalischen Besonderheiten dieses Medikaments sind sie auf die Spur gekommen.“

„Und? Weiter, lassen Sie sich doch nicht jedes Wort aus der Nase ziehen!“

„Die restlichen Proben sind verschwunden, desgleichen alle Unterlagen. Die Positronik, die mit Berechnungen für dieses Forschungsprojekt beschäftigt war, wurde durch eine Thermitladung zerstört, Graf Rodrigo wurde ermordet aufgefunden. Das Serum der Unsterblichkeit wurde gestohlen!“

Müde stieg ich von der Gammel. Das Tier war ebenso erschöpft wie ich. Wir waren förmlich gerast, um unser Ziel erreichen zu können. Uns im Nacken saß der Tod.

Er kam in zweierlei Gestalt. Zum einen bedrohte er vornehmlich die junge Frau, deren Namen ich nicht kannte. Sie war bewußtlos, wurde von Fieberkrämpfen geschüttelt und wurde mit jeder Stunde schwächer, jedenfalls schien es so.

Seit sechs Stunden trug sie meinen Zellaktivator. Früher hatte ich nicht gewagt, ihr das lebensspendende Gerät anzulegen, ich war zu genau von den Nomaden beobachtet worden.

Dennoch war der Zustand der jungen Frau kritisch. Sie war doch erheblich schwerer verletzt worden, als ich vermutet hatte. Da ich ihr den Aktivator nicht ununterbrochen überlassen konnte, ohne dabei mein eigenes Leben zu gefährden, war es ein dramatischer Wettlauf mit dem Tod, der sich in der Sänfte abspielte.

„Baut die Zelte auf!“ befahl ich.

Ich ging zu der Sänfte hinüber.

Die Frau lag auf den weichen Polstern und schlief. Ihre Gesichtszüge waren nicht mehr schmerzverzerrt, aber ihr Gesicht war ungewöhnlich bleich geworden. Ich fühlte ihren Puls, er schlug kräftiger als zuvor. Ich hoffte, daß sie überlebte.

Währenddessen schlugen Tochtu und seine Söhne, Schwiegersöhne und Enkel die Zelte auf. Die Stangen dazu, dünn, biegsam und nahezu unzerbrechlich, wurden von Gammeln geschleppt, desgleichen die hellen Bahnen des Zelttuchs. Die Nomaden brachten es in weniger als einer Stunde fertig, ein großes Lager aufzuschlagen; ich hatte es bereits einige Male erleben dürfen.

Ich verließ den Lagerplatz und stieg eine Düne hinauf. Ich richtete das kleine Fernrohr auf den Horizont.

Die Rauchsäule war kaum noch zu erkennen. Also war das Wrack der Space-Jet völlig ausgebrannt, wie es meine Absicht gewesen war. Damit waren auch die Handfeuerwaffen der toten Besatzung vernichtet, und das war besonders wichtig. Eine einzige moderne Waffe in der falschen Hand konnte das gesamte Gesellschaftsgefüge von Aponti II zusammenstürzen lassen.

Auch die Verfolger schienen verschwunden. In diesem Fall war ich allerdings sicher, daß sie lediglich hinter einem Dünenkamm versteckt waren.

Ich hatte sie bei unserer letzten Rast für einen kurzen Augenblick im Fernrohr gehabt. Es waren mindestens fünfzig Männer, und ihre Gammel waren nicht von der schlechtesten Sorte. Wahrscheinlich hatte sie das Riesenfeuer des Wracks angelockt, und jetzt verfolgten sie uns, in der irrigen Annahme, wir hätten die Schätze des Wracks geborgen und schleppten sie mit uns herum.

„Kommen sie näher, Herr?“

Tochtu war leise herangetreten. Ich machte eine Geste der Ratlosigkeit.

„Ich weiß es nicht“, antwortete ich und steckte das Fernglas weg. „Aber ich nehme an, daß sie uns noch heute überfallen werden.“

Tochtu schielte auf die Waffe an meinem Gürtel.

„Du wirst uns helfen, nicht wahr, Herr?“

Ich grinste breit. Zum erstenmal erlebte ich, daß Tochtu sich ängstigte. Andererseits wußte ich, daß er ein tapferer Mann war. Das bewiesen die Narben an Unterarmen und Hals, die ich sehen konnte, und vermutlich sah auch sein Oberkörper zernarbt aus. Auch seine Söhne machten einen guten Eindruck. Die Übermacht der Angreifer konnte ich mit meiner modernen Bewaffnung ausgleichen, den Rest konnte die Tochtu-Sippe besorgen. Im Grunde hatte ich nichts dagegen, wenn es zu einem Kampf kam. Er würde uns mit der Geschwindigkeit des Windes als

Nachricht vorausseilen, und wenn wir die Raubkarawane zurückschlugen, waren wir in Hylan gemachte Leute. Hylan war die Hauptstadt von Aponti II, ich hatte sie selbst gegründet, damals, als ich noch auf der Flucht gewesen war, auf der Flucht vor Orbanaschol, meinem verruchten Onkel, und Sofgart, dem Blinden, samt seinen Bluthunden, den Kralasenen.

Das war Vergangenheit, lag mehr als zehn Jahrtausende zurück. Was zählte, war die Zukunft.

„Ich werde helfen“, versprach ich.

Wir kehrten ins Lager zurück. Die Zelte waren aufgeschlagen worden, die Bahnen wehten leicht im Wind, der über die Wüste strich. Mit der Präzision, die aus jahrzehntelanger Übung erwächst und auf einer Jahrtausende alten Tradition beruhte, hatten die Tochtu-Söhne die Zelte so aufgebaut, daß jeder noch so kleine, kühlende Windhauch in das Innere gleitet wurde. Zudem bestanden die Zelte aus zwei ineinander verschachtelten Gebilden - das äußere Zelt spendete den Schatten für das Innere.

Ich ging zur Sänfte und holte die junge Frau heraus. Ihre Wangen waren ein wenig gerötet.

„*Ein gutes Zeichen*“, kommentierte der Logiksektor.

Dafür, daß sie für eine scheußlich aussehende Fremde arbeiten mußten, hatten die Nomaden gute Arbeit geleistet. In ihren Augen war die verletzte Frau entsetzlich häßlich, viel zu mager und knochig. Dennoch hatten sie sich angestrengt, das Zelt so behaglich wie möglich zu machen. Sie waren sogar so entgegenkommend gewesen, das Zelt in unmittelbarer Nähe des Brunnens aufzuschlagen. Man konnte das Plätschern des Wassers im Innenraum schwach hören - und in der Wüste war dieses Geräusch lieblicher als jede nur denkbare Musik.

Ich sah nach den äußeren Verletzungen meiner Patientin. Es war nicht der erste Kranke, den ich zu verarzten gehabt hatte, auch nicht die erste Frau. Die Wunden am Kopf waren nahezu verheilt, sie waren allerdings auch nicht sehr tief gewesen. Kopfverletzungen, zumal an der Stirn, sahen stets schlimmer aus, als sie in Wirklichkeit waren.

Der gebrochene rechte Arm heilte korrekt zusammen, wie ich deutlich spüren konnte, nachdem ich Verband und die Schienen entfernt hatte. Die klaffende Wunde an der linken Hüfte sah ebenfalls entschieden besser aus. Ich hatte auf Tochtus Ratschlag hin trockenen Gämmelmist in die Wunde gestreut und sie dann mit einigen Stichen vernäht.

Tochtus Ratschlag hörte sich für Uneingeweihte entsetzlich an, aber ich hatte ihm getraut. In Ägypten hatte ich mit Naturmedizin meine Erfahrungen gemacht, und ich wußte noch aus dieser Zeit, daß einige der scheußlichsten Rezepturen durchaus wirksam waren - und nach den Erkenntnissen der modernen Medizin sogar sein mußten. Spinnweben beispielsweise, die auf Brandwunden gelegt werden sollten, bestanden zum weitaus größten Teil aus hochwertigen Proteinen, die der Körper zum Ausheilen solcher Verletzungen brauchen konnte. Und in Rezepturen ähnlichen Kalibers hatte die neuzeitliche Medizin Hormone, Mineralstoffe und sogar hochwirksame Antibiotika entdeckt.

Die junge Frau seufzte leise und drehte sich auf die Seite. Ich versorgte die Hüftwunde mit neuem Gämmelpulver, dann nahm ich den Zellaktivator wieder an mich. Deutlich konnte ich die belebenden Impulse des eiförmigen Geräts spüren, und ich brauchte diese Belebung sehr dringend.

Einer der Nomaden hustete vor dem Eingang des Zeltes.

„Herein!“ rief ich.

Er brachte Wasser, mit dem ich mich wusch. Danach wechselte ich die Kleidung. Den hellen Burnus legte ich beiseite. Er würde mich verraten, wenn es dunkel wurde.

Als ich das Zelt wieder verließ, konnte ich die Sonne-Apon - eine Handbreit über dem Dünenkamm sehen. Bald würde es Nacht werden, eine sehr helle Nacht, wenn man an irdische Verhältnisse gewohnt war. Aponti II hatte zwar keinen Mond, aber die Riesenzahl von Sternen des Kugelsternhaufens ließ die Nacht auf diesem Planeten so hell ausfallen wie eine Vollmondnacht auf der Erde.

Ich nahm an, daß die Räuber in einigen Stunden über uns herfallen würden. Es wurde Zeit, die Vorbereitungen zu treffen.

„Ich brauche Fett“, erklärte ich Tochtu. „Große Mengen Fett.“

„Fett, Herr? Wozu?“

„Ich werde es euch erklären. Habt ihr Fett?“

Tochtu wiegte den Kopf.

„Unsere Ladung besteht zum Teil aus gutem Öl“, sagte er gedehnt. Kostbarem Öl.“

„Kostbarer als dein Leben und das deiner Söhne?“

„Das nicht, Herr. Aber ohne Öl, das wir in Hylan verkaufen können, werden wir hungern müssen, Herr, hungern und sterben. Da ist es doch besser, unter den Messern der Räuber zu sterben.“

„Sag das deinen Weibern und Töchtern, die erst recht werden darben müssen, wenn ihr hier ermordet werdet und nicht nur das Öl, sondern auch das Leben verliert!“

„Pah“, machte Tochtu. „Weiber!“

Er machte eine wegwerfende Handbewegung. Ich hütete mich zu lächeln, obwohl die Vorstellung des Nomaden von der Geschlechterrolle mehr als absurd war. Auf der Erde wäre er von Mädchen ausgelacht worden, hätte er solche Thesen verkündet.

Ich zog einen meiner Schätze aus dem Gürtel, ein Stück Bernstein, Made in Terra. Auf dieser Welt, die weder harzhaltige Bäume kannte noch Meerwasser, in denen das Harz der Bäume zu Bernstein werden konnte, stellte das halb durchsichtige Stück Bernstein eine große Kostbarkeit dar.

„Genügt das?“

Tochtu nickte eifrig, seine Söhne, die hinter ihm standen, starrten gierig auf die Kostbarkeit. Tochtu klatschte in die Hände, und wenig später brachten zwei seiner Verwandten einen Ölschlauch angeschleppt.

Ich sah nach der Sonne. Zwei, drei Stunden höchstens, dann würde die Räuber angreifen.

Nun, mochten sie kommen. Wir waren vorbereitet.

Sie kamen tatsächlich, ziemlich genau vier Stunden nach Sonnenuntergang.

Hätten wir nicht gewußt, daß wir überfallen werden sollten, wären wir wahrscheinlich völlig überrascht worden. Sie kamen so leise wie die Nacht selbst.

Ohne die Infrarotoptik meiner Waffe hätten wir die Angreifer nicht bemerkt. So aber waren wir gewarnt - und vorbereitet.

„Warten!“ raunte ich Tochtu ins Ohr. Er gab den Befehl flüsternd an seine Sippe weiter.

Völlig ungefährlich war mein kleines Spiel nicht. Ich hatte die Frau im Zelt zurücklassen müssen, auf das sich die Räuber nun zubewegten. Wir anderen hatten uns völlig ausgezogen, mit Öl eingerieben und uns dann im Sand gewälzt. Solcherart der Umgebung vollkommen angepaßt, wären wir selbst bei Tageslicht kaum zu erkennen gewesen. Jetzt, im Licht der Sterne des Kugelsternhaufens M13, waren wir praktisch unsichtbar.



Ich beobachtete die Angreifer.

Sie trugen, passend für dieses Gewerbe, nachtschwarze Burnusse, die eng am Körper anlagen und beim Kampf nicht hinderten. In den Händen trugen sie lange, gezackte Dolche, deren Wirkung verheerend war. Ich kannte ähnliche Waffen von der Erde, und sie waren mir in keiner guten Erinnerung.

Ich wartete, bis die Wüstenräuber das Lager erreicht hatten. Ich konnte in der Infrarotoptik sehen, wie sie sich verteilten. Eine saubere Bande. Sie nahmen vor den Zelten Aufstellung und warteten dort auf ein Zeichen. Vermutlich wollten sie sich alle zugleich auf die Insassen der Zelte stürzen und sie niedermachen, während sie noch schlaftrunken hochschrakten und bevor sie noch in der Lage waren, Widerstand zu leisten.

Ich drückte ab.

Der sonnenhelle Thermostrahl zischte durch die Nacht und traf das Brennmaterial in der Mitte des Lagers. Der Gämmeldung, trocken und leicht brennbar, flammte sofort auf.

Während ich den Strahler in das Holster zurücksteckte, sah ich, wie die Räuber schreckerstarrt stehenblieben. Damit hatten sie nicht gerechnet, sie mußten glauben, ein himmlisches Strafgericht breche über sie herein, denn im gleichen Augenblick sprang die Tochtu-Sippe auf. Nackte Gestalten stürzten sich mit hoherhobenen Schwertern auf die völlig entgeisterten Wüstenräuber. Sie hatten nicht den Schimmer einer Chance.

Laut schreiend, wie ich es ihnen geraten hatte, fielen die Tochtu-Männer über die Räuber her, entwaffneten und banden sie. Gegen die wie Dämonen aussehenden und wie besessen kreischenden Verteidiger hatten die Wüstenräuber keine Widerstandskraft. Der ganze Spuk dauerte nur wenige Minuten, dann war der Angriff bravourös abgeschlagen.

Langsam stieg ich die Düne hinab auf das Lager zu. Mein Aufzug entsprach nicht ganz den protokollarischen Bräuchen der Arkonflotte, aber auch auf diesen Sieg war ich stolz, zumal er nur wenig Blut gekostet hatte. Einem Räuber war ein Ohr abgehauen worden, und einem der Tochtu-Männer fehlten die Vorderzähne, ansonsten aber war kein Blut geflossen.

„Sieg!“ frohlockte der alte Tochtu. „Sieg!“

Die Räuber lagen gefesselt in der Nähe des Feuers. Sie musterten mich ängstlich. Ich hatte mir aus dunklem Seidenstoff eine Maske gefertigt, nicht aus dekorativen Gründen, sondern vielmehr, um mein weißes Arkonidenhaar zu verbergen. Ich mußte einen Schreckerregenden Anblick bieten: nackt, am Gürtel ein Schwert, zwei Dolche und das noch gefährlicher aussehende Holster mit dem Impulsstrahler, dazu die den Kopf eng umschließende Maske...

„Hunde!“ knurrte ich die Räuber an.

„Gnade!“ winselte der Anführer.

Er war es, der ein Ohr verloren hatte. Das andere Ohr und die Nasenspitze hatte er offenbar bei früheren Unternehmungen dieser Art bereits eingebüßt. Er sah recht kriegerisch aus, sein Gesichtsausdruck allerdings strafte ihn Lügen. Der Blick verriet fassungsloses Entsetzen. Die Männer unseres Lagers standen um die Gefangenen herum und amüsierten sich damit, ihnen die Spitzen der Schwerter in die Bäuche zu stoßen - nicht ernsthaft, aber doch fühlbar. Andere tauschten im Flüsterton Vorschläge aus, wie sie die Räuber bestrafen würden. Dazu noch die Aufmachung unserer Leute, die an Dämonen denken ließ - kein Wunder, daß der Anführer der Wüstenplünderer um Gnade bat.

„Herr“, sagte Tochtu. „Befiehl uns nicht, sie zu töten, ich bitte dich!“

Jetzt war die Reihe an mir, verwundert dreinzublicken.

„Du bittest für deine Feinde?“

Der Alte breitete die Hände aus, zuckte mit den Schultern.

„Sieh, Herr. Es gibt die Wüste, und es gibt Menschen, die von der Wüste leben. Wir, die Tochtu-Sippe, leben davon, Karawanen sicher durch das Meer aus Sand zu geleiten. Diese dort leben davon, solche Karawanen zu überfallen. Gäbe es uns nicht, müßte die da verhungern. Gäbe es keine Räuber, wer würde unsere Dienste bezahlen?“

Ich begann zu lachen. Diese Logik war einsichtig, in der Tat. Ich begann zu ahnen, daß es mit der Blutgier der Wüstenräuber vielleicht nicht so weit her war, wie allgemein angenommen wurde.

„Was schlägst du vor, Tochtu? Ich gebe sie in deine Hände.“

Tochtu sah den Anführer der Räuber an und grinste boshaft.

„Erstens einmal“, sagte er und gab seiner Stimme einen genießerischen Unterton, „erst einmal werden wir ihnen abnehmen, was sie besitzen. Das wollten sie auch mit uns tun. Und dann, dann werden wir ihnen die Nasen abschneiden - als Zeichen für alle, daß sie geschlagen wurden!“

„Wer von euch hat seine Nase eingebüßt durch die Hand eines Gefangenen?“ fragte ich.

Ich wollte es nicht zu Grausamkeiten kommen lassen.

„*Du hast dich den Bräuchen der Terraner mehr angepaßt, als du glauben magst*“, kommentierte der Logiksektor trocken. „*Was hätte der Arkonadmiral früherer Jahrtausende getan?*“

Ich verzichtete darauf, diese Frage zu beantworten. Natürlich war ich früher härter, vielleicht sogar grausam gewesen. Die Zeiten waren anders, der Gegner grausamer und unbarmherziger gewesen. Es war ein Unterschied, ob man gegen Wüstenräuber oder gegen Methanatmer kämpfte.

„Keiner“, beantwortete Tochtu meine Frage.

„Dann schont auch sie. Nehmt, was ihr brauchen könnt. Wir lassen sie morgen gebunden zurück. Sie werden sich allein befreien können.“

Damit war diese Angelegenheit erledigt.

Ich stieg wieder die Sanddüne hinauf. Eine seltsame Stimmung hatte mich ergriffen. Irgendwo dort oben in dem Gewirr der Sterne war Arkon zu finden.

*Arkon.*

Das große Arkon, das herrliche Arkon, mein Arkon. Vor zehn Jahrtausenden war ich auf die Erde verschlagen worden, und während dieser zehn Jahrtausende hatte ich immer wieder das eine versucht - eine Möglichkeit zu finden, in meine Heimat zurückzukehren, nach Arkon.

*Arkon I - die Kristallwelt.* Dort wohnten die Arkoniden, die Beherrscher des Großen Imperiums. Dort ragten die unverkennbaren Trichterbauten in den klaren Himmel. Für die Völker, die von den Arkoniden befriedet worden waren - so lautete der offizielle Begriff -, stellte Arkon I den Inbegriff der Herrlichkeit dar. Es war kein Zufall, daß selbst Arkoniden, vom Glück verwöhnte Lebewesen, diese Welt die kristallene nannten. Arkon I, die schöne Welt, prächtig und prunkvoll. Selbst einfache Arkoniden hatten dort in einem Luxus gelebt, der für andere Völker unvorstellbar war. Ich dachte an den Kristallpalast, der mein Wohnsitz hatte werden sollen. Denn ich war Kristallprinz, Erbe und Nachfolger eines Imperators des Großen Imperiums der Arkoniden.

„Vorbei“, sagte der Logiksektor.

*Arkon II - die Welt des Handels.* Unvorstellbare Gütermengen waren dort umgeschlagen worden. An einem Tag wurden dort mehr Waren verkauft, als manche Planeten in einem Jahr zu erzeugen in der Lage waren. Vermögen waren auf dieser

Welt verdient und verloren worden. Tausende von Schiffen waren dort gelandet und landeten dort noch immer. Sie brachten alles, von überall her. Die Grundstoffe für den unappetitlichen Synthobrei, aber auch Perlen, Pelze, edle Duffhölzer, erlesene Delikatessen, Kunstwerke - und nicht selten auch die Künstler. Auf Arkon II war auch mit Sklaven gehandelt worden.

„*Vergangenheit*“, kommentierte der Logiksektor lakonisch.

*Arkon III - Planet des Krieges*, Welt der Technik, der Industrie und des Robotregenten. Von dort waren die Flotten gestartet, die den Arkoniden ihr Imperium erobert hatten, die einen erbarmungslosen Krieg nach dem anderen geführt hatten: gegen die Vorväter, den sogenannten Zentrumskrieg; gegen die Maahks, die wiederholten Methankriege... die Liste war lang, und sie hatte noch immer kein Ende gefunden. Von Arkon III war auch ich gestartet, damals, als ich das System Larsaf angeflogen hatte und dann gezwungen wurde, auf dem dritten Planeten dieses Systems zu bleiben. Zehntausend Jahre lang war ich Gefangener dieses Planeten gewesen, zehntausend Jahre lang hatte ich auf Terra darum gekämpft, wieder ein Raumschiff besteigen, Arkon wiedersehen zu können.

Jetzt, in diesem Augenblick, konnte ich - vielleicht - Arkon sehen, das System der drei Planeten auf gleicher Umlaufbahn, einmalig in der Galaxis, vielleicht im Universum.

Und nichts konnte mich aufhalten und hindern. Eines Tages, und dieser Tag war nicht mehr fern, würde ich Arkon wiedersehen.

#### 4.

Reginald Bull nahm das Glas vom Tisch und schüttete den Inhalt mit einem Ruck in sich hinein. Er schüttelte sich, dann setzte er das Glas wieder ab.

„Das war nötig“, sagte er heiser. Er fixierte Allan D. Mercant, aber er sprach mehr zu sich selbst als zum Chef der Galaktischen Abwehr, als er fortfuhr:

„Das ist eine Katastrophe erster Ordnung, was Sie zu berichten haben, Allan. Das Serum ist also gestohlen, und mit ihm sind die nötigen Unterlagen verschwunden. Haben Sie einen Verdacht, einen Täter... irgendeinen Hinweis?“

Allan D. Mercant schüttelte traurig den Kopf.

„Keine Spuren“, sagte er matt. „Das Labor sieht aus, als hätte die DRUSUS hineingefeuert. Dort waren keine Erkenntnisse mehr zu gewinnen. Setzen Sie sich, Mister Bull. Ich bin noch nicht am Ende.“

Ächzend nahm Bully wieder Platz.

„Noch mehr? Ist das Verhängnis denn noch steigerungsfähig?“

Mercant nickte wieder.

„Verschwunden sind auch insgesamt fünf Wissenschaftler, ebenfalls spurlos. Ich vermute, und meine Mitarbeiter stimmen dem zu, daß einer dieser fünf der Täter ist. Er hatte die anderen vier entweder entführt, um Geiseln zu haben, oder aber verschwinden lassen, um uns auf eine falsche Spur zu lenken. Wir wissen also nicht, nach wem wir suchen.“

„Ist der Bursche noch auf der Erde?“

„Das wissen wir nicht“, gab Mercant zu. „Unsere Hinweise - sehr dürftige Hinweise - deuten auf eine Welt hin, die Batwyng heißt.“

„Und? Haben Sie ein paar fähige Leute in Marsch gesetzt?“

„Wir konnten nicht“, sagte der Chef der Galaktischen Abwehr kläglich. „Wir kennen keinen Planeten dieses Namens.“

„Machen Sie sich nicht lächerlich, Mercant. Wir haben doch Archive, Unterlagen, Positroniken!“

„Dort ist der Name nicht geführt, Mister Bull.“ Mercants Stimme hatte ein wenig an Schärfe bekommen. „Ich vermute, daß es sich um eine Welt des Großen Imperiums handelt.“

„Na also“, rief Bully impulsiv. „Dann brauchen wir ja nur den Robot...“

Er brach ab. Mitten im Satz war ihm klargeworden, daß diese Möglichkeit sich von selbst verbot. Man konnte nicht beim Robotregenten anfragen. Die eifersüchtige, machtgierige Maschine würde sofort ein Geheimnis wittern, und genau das durfte sie nicht. Die ganze Angelegenheit mußte streng geheim bleiben.

„Crest?“

„Auch daran habe ich gedacht, Sir. Ich habe den Arkoniden gefragt. Er meinte, daß es sich um einen Planeten handeln muß, der sehr alt ist. Batwyng, so behauptete Crest, sei ein altarkonidischer Ausdruck. Wahrscheinlich trägt diese Welt längst einen anderen Namen, den wir nicht kennen.“

„Nun gut“, murmelte Bully nachdenklich, „dann fragen wir halt die Positronik auf der Venus.“

Mercant lächelte milde, während Julian Tifflor den Kopf schüttelte.

„Der Rechner ist damit beschäftigt, die logistischen, strategischen und galaktonautischen Probleme der Operation *Gray Beast* zu lösen. Diese Aufgabe ist von absolutem Vorrang.“

„Donnerwetter“, maulte Bully los. „Es wird doch wohl möglich sein, den Rechner für ein paar Augenblicke mit dem Problem Batwyng zu beschäftigen. Dazu müßte meine Kommandogewalt doch wohl ausreichen!“

„Das würde genügen, Bully. Und Sie übernehmen dann sicherlich auch die Aufgabe, dem Chef zu erklären, warum Sie den Rechner mit solchen Lappalien beschäftigt haben, nicht wahr?“

Reginald Bull kommentierte Tifflors Einwand, dessen Richtigkeit ihm sofort eingeleuchtet war, mit einer gemurmelten Verwünschung. Dann flog ein Lächeln über seine Züge.

„Richtig“, sagte er strahlend.

„Wir haben ja noch den Mann mit dem fotografischen Gedächtnis. Atlan ist doch zehntausend Jahre alt - haben sie den schon gefragt.“

„Ich habe ihn gefragt, Sir“, sagte Allan D. Mercant.

Bully stutzte, die Stimme des Abwehrchefs klang merkwürdig verändert.

„Und?“

„Der Arkonide erklärte mir, er kenne den Namen nicht. Das war vor sechs Tagen. Seit diesem Tag fehlt jeder Hinweis auf den Verbleib des Arkoniden. Atlan ist verschwunden!“

Unter uns, weit voraus, lag Hylan. Weiß glänzten die Dächer der Häuser im Sonnenlicht, gelblich schimmerten die Wände der Festung. Vor der Stadt war das silbrige Band des Flusses zu erkennen, der Ölön genannt wurde. Der Rest des Wasserlaufs war nicht zu erkennen - der Fluß strömte durch die Stadt, wo er von Häusern verdeckt wurde, und verließ die Stadt auf der uns abgewandten Seite. Fünfzig Kilometer weiter ergoß er sich ins Meer.

Wir hatten auf dem letzten Kamm angehalten.

In diesem Landstrich waren die Hügel schon bewachsen. Es waren kümmerliche Gräser, aber sie reichten für die genügsamen Gammel aus, die eine harte und strapazenreiche Reise hinter sich hatten. Unsere Kleidung war bedeckt vom Sand der Wüste, vom Schweiß verklebt. Nicht nur, daß wir müde und erschöpft waren von

den Anstrengungen der Wüstendurchquerung, wir waren auch verdreckt, hungrig und gierten nach etwas Zivilisation.

Alles, was wir uns wünschen konnten, lag vor uns.

Die Ebene von Hylan erstreckte sich zwischen der Großen Wüste und dem Meer. Hylan war die einzige Stadt dieses Landstrichs, ein Ort mit knapp einhunderttausend Einwohnern, einem mittelgroßen Raumhafen, einer gewaltigen Festung und einem blutdurstigen Fettwanst als Tyrann der Stadt, der Ebene und des nahen Meeres. Urlinna, wie der Despot hieß, konnte es, was den schlechten Ruf betraf, durchaus mit einigen römischen Caesaren aufnehmen.

Außerdem gab es noch jemanden, der in dieser Stadt lebte. Diesen Mann suchte ich.

Ich kannte diesen Mann nicht, ich wußte nicht einmal seinen Namen. Ich wußte von ihm nur eines, und das war für mich von ungeheurer Wichtigkeit. Dieser Mann glich mir in einer Beziehung.

Er war ein Unsterblicher.

„Wir sind am Ziel“, murmelte Tochtu neben mir.

Sein Gammel ließ die blaue Zunge heraushängen und hechelte. Die Tiere waren allesamt völlig erschöpft, und als energiegeladene Kraftbündel konnte man auch uns kaum bezeichnen. Selbst mir, der ich einen Zellaktivator besaß, der meine Körperkräfte sehr schnell regenerierte, hatte die Reise hart zugesetzt.

„Noch eine Tagesreise, nicht wahr?“

„So ist es, Herr. Noch ein Tag. Morgen Abend werden wir die Pforten von Hylan erreichen. Möge der Fürst wohlgelaunt sein.“

Ich trieb mein Gammel an und ließ es langsam den Hang hinabklettern. Von der See wehte ein schwacher, kühlender Wind zu uns hinüber. Er trug die Gerüche des Hafens mit sich - den schweren Duft der Edelhölzer, die in den Palästen langsam verbrannt wurden, das zarte Aroma frischer Früchte vom Nordkontinent. Was Aponti II an Kostbarkeiten zu erzeugen verstand, wurde nach Hylan geschafft, und was dort nicht verbraucht wurde von den Edlen und den Bewohnern der Stadt, das wanderte zum Nutzen und Frommen des Fürsten in die Speicher. Dort warteten die Güter, bis sie von Walzenschiffen gebunkert und in die Weiten des Arkonimperiums transportiert wurden. Die Springer zahlten, wie nicht anders zu erwarten war, lausig - für den Fürsten waren es unvorstellbare Vermögen, für das Volk blieb der Bettel. Feudalismus - er unterschied sich höchstens im Namen und in der theologischen Verbrämung von den zahlreichen Spielarten dieser Gesellschaftsstruktur, die ich von der Erde her kannte.

Es war, als gebe der Anblick allein den Tieren neue Kraft. Mein Gammel bewegte sich kraftvoller und geschmeidiger. Ab und zu sah ich mich um. Die Karawane folgte mir.

Wir passierten gerade die parneische Pforte. So wurde der Paß genannt, den man zu benutzen hatte, wenn man von der Wüste her kam und Hylan erreichen wollte. Jeder, der aus der Wüste kam, mußte diese Engstelle durchqueren, es sei denn, er war arm und ging zu Fuß.

Dann konnte er die Berge an jeder beliebigen Stelle übersteigen, wenn ihm danach war. Die parneische Pforte hatte den Vorzug für den Fürsten von Hylan, daß er dort mit einer Brigade Fußsoldaten jeden Angriff der Wüstenvölker abwehren konnte. Heere konnten das Gebirge an anderer Stelle nicht überqueren. Für irdische Verhältnisse waren die Berge nicht sehr hoch, aber für die Menschen des Landes war der Höhenzug ein unwegsames Gebirge.

Immer wieder mußte ich daran denken: diese Stadt hatte ich selbst gegründet.

Damals war ich noch mit Fartuloon und den anderen Freunden durch die Milchstraße gezogen - mal freiwillig, meistens aber auf der Flucht. Fartuloon hatte damals das System entdeckt, und ich hatte vorgeschlagen, hier einen Stützpunkt anzulegen. Knapp einhundert meiner damaligen Gefolgsleute hatten sich in der Ebene zwischen Wüstenrandgebirge und Meer angesiedelt.

Damals hatte der Planet Batwyng geheißen.

Jetzt hieß der Planet, zweiter bewohnbarer Planet dieses Sonnensystems, Aponti II. Außer mir kannten wahrscheinlich nur zwei Riesenrechner und ein organisches Lebewesen den alten Namen. Die beiden Rechner waren der Robotregent, der das Große Imperium beherrschte, und die Positronik auf der Venus, deren Einbau ich vor zehn Jahrtausenden angeordnet und teilweise geleitet hatte.

Das organische Lebewesen, das außer mir den alten Namen kannte, war jener unbekannte, nach dem ich suchte - der zweite Unsterbliche auf dieser Welt. Mir war es ein Rätsel, wie er an den Namen gekommen war, und ein nicht minder großes Rätsel ergab sich aus der Frage, wie mich die Verfolger der Galaktischen Abwehr hatten finden können.

Niemand hätte mir erzählen können, es sei purer Zufall, daß die Space-Jet auf Aponti II gelandet oder abgestürzt war. Das Mädchen gehörte zu den Leuten, die von Allan D. Mercant geleitet wurden. Ich mußte also gehörig auf der Hut sein - Mercant beschäftigte keine Stümper.

Ich sah mich kurz nach der Sänfte um. Sanft schaukelnd wurde sie von den Gammeln den Saumpfad entlanggetragen.

Die Frau lag noch immer im Heilschlaf.

Ich versuchte mir vorzustellen, wie sie mich gefunden hatten.

Ich selbst hatte mich, nachdem ich erst einmal meinen Entschluß gefaßt hatte, an Bord eines Schiffes der Solaren Flotte geschlichen. Der kleine Kreuzer ABSALOM hatte nur einen Routineflug ins Wega-System unternommen. Dort hatte ich mich dann abgesetzt. Ein Frachtraumer von der Erde hatte mich anschließend - gegen horrendes Honorar - nach Urftan IV gebracht. In Urftan hatte ich mich ins Gewühl gestürzt, hatte mir neue Identitätspapiere besorgt - für einen Arkoniden natürlich ein Kinderspiel - und war dann nach Aponti II geflogen.

Offenbar hatte Mercant, der stets wache Fuchs, sofort gemerkt, daß ich mich abgesetzt hatte, und es war kennzeichnend für die Qualitäten seiner Organisation, daß er nicht nur sofort ein Team auf meine Fährte gesetzt hatte, sondern daß dieses Team auch in der Lage gewesen war, meinen Fluchtweg zu rekonstruieren.

Herauszufinden, daß ich mit der ABSALOM verschwunden war, dazu gehörte nicht viel. Den Frachter zu finden, der mich nach Urftan gebracht hatte, war eine erheblich schwieriger zu lösende Aufgabe gewesen. Wie es die drei Männer und die Frau allerdings geschafft hatten, in einer 15-Millionen-Stadt wie Urftan meine Spur nicht aus den Augen zu verlieren, das war mir ein Rätsel. Ich hatte mich nicht ohne Grund für diese Stadt entschieden - auf dem Planeten tobte gerade ein fürchterlicher Bürgerkrieg, die ideale Möglichkeit also für einen Gesuchten, im Gewimmel und Getümmel spurlos zu verschwinden.

*„Vielleicht eine Mutantin?“* überlegte der Logiksektor.

Ich konnte diese Möglichkeit nicht völlig ausschließen. Traf sie zu, dann mußte ich noch mehr auf der Hut sein, als man es bei einer GA-Agentin ohnehin schon sein mußte.

Ich grinste freudlos.

„Warten Sie ab, Allan D. Mercant, Sie werden mich nicht kriegen!“

„Herr?“

Tochtus verwunderter Miene entnahm ich, daß ich offenbar laut gesprochen hatte.

„Du hast kastilisch gesprochen“, erinnerte das Extrahirn.

Mein Unterbewußtsein war also auf der Hut gewesen. Ich hatte mich nicht verraten. Wie ich ausgerechnet auf kastilisch...

Ich unterdrückte ein Kichern. Natürlich... es war, wenn man ein wenig psychologisch bewandert war, sogar logisch, ausgerechnet diese Sprache zu wählen. Eine der Schlüsselfiguren dieses Dramas, dessen letzten Akt ich miterlebte und selbst gestaltete, war jener Graf Rodrigo aus dem siebzehnten Jahrhundert gewesen, den man auf der Erde ermordet hatte. In seiner Zeit war kastilisch die Hochsprache der Spanier gewesen. Dies war ein kleiner, unbedeutender Beweis mehr für die psychoanalytische Theorie, daß die angeblich spontanen Einfälle in Wirklichkeit am Ende einer durchaus rekonstruierbaren, in sich selbst schlüssigen Assoziationskette stehen.

Ich nahm mir vor, von jetzt an den Mund zu halten. Mit jeder Meile, die ich Hylan näher kam, wurde die Angelegenheit für mich und für meine Begleiter gefährlicher. Von Tochtu und seinen Männern würde ich mich in Hylan trennen. Sie würden, so schätzte ich sie ein, ein oder zwei Tage in Kneipen und Hurenhäusern verbringen und dann, stolz auf ihren jüngst erworbenen Reichtum, in ihr heimatliches Zeltlager zurückkehren.

Ich mußte dann zusehen, wie ich in Hylan zurechtkam. Vor allem hatte ich dann eine quicklebendige und vermutlich haßerfüllte Abwehragentin in meiner Nähe. Das Leben würde nicht leicht werden.

Wir erreichten Hylan tatsächlich am frühen Abend.

Der erste Anblick war alles andere als vertrauenerweckend. Von den Zinnen des Stadttors starrten uns vier abgeschlagene Köpfe an, die dort aufgespießt worden waren. Mit dem Fürsten von Hylan war nicht zu spaßen. Ich sah, wie Tochtu ein wenig bleich wurde, als er unter dem grausigen Zierrat durch das Tor ritt.

Im Torbau selbst wurden wir von einer Gruppe Fußsoldaten empfangen. Es waren hochgewachsene, schlanke Gestalten mit den mürrischen Gesichtern unterbezahlter Berufssoldaten, die zum Ausgleich ihrer schlechten Bezahlung Reisende und Bürger nach Gutdünken peinigten.

Tochtu schien bereits einige Erfahrungen mit den Wachen gemacht zu haben. Er nährte sich ihnen beinahe unterwürfig, ein Anblick, der sich seltsam ausnahm für jeden, der den Nomaden in der Wüste erlebt hatte - dort war er frei, offen und stolz, ein Herr der Wüste, und das drückte sich in Sprache und Gestik aus.

„Komm her, Wüstenwanze!“ schnauzte der Wärter. Ich vermutete, daß es sich um den Befehlshaber dieses Trupps Fußsoldaten handelte. Er trug auf den Schultern einen silbernen, sechsfach gezackten Stern.

Die Soldaten trugen Uniformen, wie ich sie im Lauf meines Erdendaseins mit Abwandlungen schon einmal gesehen hatte. An den Füßen flache Sandalen, die von langen Lederriemen an den bloßen Unterschenkeln gehalten wurden. Darüber saß ein roter, knapp knielanger Rock, der von einem breiten Ledergürtel an der Taille gehalten wurde. Der Gürtel war mit zahlreichen Karabinerhaken versehen worden, daran hingen Schwert, Kampfmesser, Feldflasche und andere Kleinigkeiten. Der Oberkörper wurde hier in der Stadt von einem hellen, flatternden Hemd bedeckt. In der Schlacht trugen die Soldaten Ringpanzer. Die Speere - ein kurzer hölzerner Schaft, daran eine ellenlange Metallstange mit Spitze - und die Rundschilder mit den goldingelegten Schildbuckeln lehnten an der Wand, jederzeit griffbereit. Vor allem die Speere waren gefährlich. Sie glichen aufs Haar der Waffe, die von den Römern „pilum“ genannt worden waren.

Tochtus Rückenmuskulatur zuckte ein wenig, als er katzbuckelte vor dem Unteroffizier.

„Hast du den Zoll bei der Hand?“

Ich sah, wie einige Merkons den Besitzer wechselten. Offenbar betrieben die Stadtwachen neben ihrer eigentlichen Aufgabe noch eine Abart von gemeinem Straßenraub.

„Und du? Willst du nicht zahlen?“

Diese Anrede galt mir. Ich schlug die Kapuze zurück und hatte das Vergnügen, einen Soldaten vor Schreck fast weiß werden zu sehen.

Mit dieser Reaktion hatte ich gerechnet. Die weißen Haare und die albinotisch roten Augen wiesen mich als Arkoniden aus, als Mitglied des Herrenvolkes im Sternhaufen M13. Früher, zu meiner Zeit sozusagen, hätte der Posten eine respektvolle Haltung eingenommen. Jetzt, da das Volk der Arkoniden völlig heruntergekommen war, packte ihn die Furcht. Offenbar machten meine Artgenossen mangelndes Format durch übersteigerten Hochmut wett, ein Verfahren, das ziemlich weit verbreitet war. Selbstverständlich hätte der Posten niemals Zoll von einem Arkoniden verlangen dürfen.

„Kann ich passieren?“ fragte ich scharf und machte eine Handbewegung, die meine gesamte Gefolgschaft einschloß.

Die Wache stand wie erstarrt, dann bewegte der Posten krampfhaft den Kopf. Tochtu grinste ihn boshaft an, dann nahm er dem Unteroffizier die Merkons wieder ab.

Ihm bereitete dieser Auftritt Spaß.

Mich schmerzte dieses widerliche Schauspiel.

Die Männer und Frauen von Hylan, die Bewohner von Aponti II, waren Nachfahren von Freunden und Gefährten. Sie waren eigentlich Arkoniden wie ich auch - nur hatten sie sich in zehn Jahrtausenden genotypisch und phänotypisch den Bedingungen des Planeten angepaßt. Sie waren schlanker geworden, sie hatten dunkle Haare und Augen bekommen - in den Augen der heutigen Arkon-Geborenen waren sie daher ins Barbarentum zurückgefallen.

Als ich mein Gammel an dem Posten vorbeitrieb, warf ich ihm zwei Chronners zu. Der Posten blickte erstaunt, dann fing er die Münzen geschickt auf und grinste dankbar.

Mein Gammel machte noch einige Schritte über weichen, gestampften Lehm, dann berührten die Fußballen das Pflaster von Hylan.

Wild und romantisch war das Leben in dieser Stadt, geprägt von der Hitze, die über ihr brütete, und von der Willkür ihrer Herrscher. Das Leben lief schnell in den verwinkelten Gassen. Man bekam viele Kinder, verlor viele davon in den ersten Jahren. Gestorben wurde so rasch wie gezeugt, wenige nur erreichten das Greisenalter, und alte Männer waren fast noch seltener zu finden als alte Frauen, denn der Zorn des jeweiligen Tyrannen entlud sich, dem Herkommen gemäß, an den Oberhäuptern der Sippen.

Hintereinander stapften unsere Gammel über das Pflaster. Hylan war die einzige Siedlung des Planeten, die ein Pflaster aufzuweisen hatte. Es gab in der Inneren Stadt sogar einen Ansatz für ein Kanalisationssystem. Ansonsten blieb es dem Reinlichkeitsbedürfnis der Bewohner und der Großzügigkeit der Natur überlassen, den Unrat wegzuspülen - sei es durch Menschenhand oder durch einen der seltenen Regengüsse.

Hylan gliederte sich in drei Bereiche. Da war zum einen die Vorstadt, die wir bereits erreicht hatten. Dann kam die Festung, die schon Jahrtausende gesehen hatte. Und im Festungsbereich stand, massig, waffenstarrend, und uneinnehmbar für die



Bewohner der Stadt, die Burg des Tyrannen. Außerdem gab es noch, ein Stück weiter flußabwärts, eine Sommerresidenz des Herren von Hylan.

Tochtu sah sich während des Rittes neugierig um. Ich sah, daß seine Augen leuchteten. Für einen Nomaden barg die Stadt alles, was ein Herz sich nur wünschen konnte. Vor allem gab es in Hylan mehr zu trinken, als sich Nomaden der Wüste überhaupt vorstellen konnten.

Über den Straßen lag der Geruch einer großen Stadt. Es war das Glück der Hylaner, daß sie einen so schwunghaften Handel mit wohlriechenden Gewürzen, Hölzern, Häuten, Salben und Tinkturen betrieben, daß diese Gerüche in der Lage waren, den natürlichen Gestank einer so großen, barbarischen Stadt zu übertönen.

„Wenn ich mir die Herrlichkeit des anderen Lebens vorstelle“, murmelte Tochtu ergriffen, „dann denke ich an Hylan - allerdings ohne die vielen Menschen.“

Ich lächelte verständnisvoll. Für den Geschmack des Wüstenbewohners, der nicht selten Monate allein mit sich selbst und seinen Tieren verbringen mußte, war Hylan restlos überfüllt. So viele Menschen auf einem Haufen machte den Nomaden Angst. Ich sah, daß die Tochtu-Enkel, die zum erstenmal eine Reise durch die Wüste hatten begleiten dürfen, eng nebeneinander ritten, wohl um sich gegenseitig das Gefühl der Sicherheit zu geben.

„Kennst du eine Herberge in Hylan, die du mir empfehlen kannst?“

Tochtu wiegte nachdenklich den Kopf.

„Nun ja, Herr“, murmelte er schließlich. „Wenn du die Gefahr nicht scheust - ich kenne da einer Unterkunft...“

„Nur zu“, munterte ich ihn auf. „Ich achte der Gefahren nicht!“

Das war zwar gelogen, aber meine Strategie sah so aus, daß ich mich möglichst bald exponierte, also kam mir ein solcher Ausweg durchaus zupass. Tochtu nickte und trieb sein Gammel an.

Die Straßen Hylans waren zwar gepflastert, aber sie waren eng, gekrümmt und holprig. In Rinnen rechts und links neben dem eigentlichen Pflaster sickerten die Abwässer, die einen fürchterlichen Gestank verbreiteten. Die Bewohner, die zur Seite treten mußten, um uns passieren zu lassen, hatten begreiflicherweise etwas dagegen, in diesen Unrat hineingestoßen zu werden, und setzten sich gegen Tochtus Bemühungen, die Straße freizukämpfen, mit lautem Protestgeschrei zur Wehr. Geschrei jeglicher Art lockte natürlich die Kinder an, und dann fanden sich auch noch einige Kreaturen, die zwar eher wie grüngeschuppte Fische auf sechs Beinen aussahen, dafür aber zehnmal lauter und durchdringender heulen konnten als Hunde... im Handumdrehen war ein Spektakel entstanden, der seinesgleichen suchte.

Solcherart eskortiert, bewegten wir uns durch Hylan, bis mir die Sache zuviel wurde und ich ein zweites Mal die Kapuze zurückschlug. Von diesem Augenblick an kamen wir leichter vorwärts. Mit derben Griffen zerrten die Mütter ihre Kinder von der Straße und vor mir in Sicherheit. Böse Blicke gab es von allen Seiten, und sie galten vornehmlich mir. Arkoniden waren in Hylan nicht sonderlich beliebt, und ich hatte das schlechte Gefühl, als wären Arkoniden ganz allgemein im Kurs sehr stark gesunken. Vor zehntausend Jahren hätte...

„*Laß die Sentimentalitäten*“, erinnerte der Logiksektor. „*Du hast Dinge zu tun, die von größerer Wichtigkeit sind.*“

Wie nicht anders zu erwarten gewesen war, gab es in der Nähe der Festung, genauer gesagt, zwischen Festungsmauer und Stadtmauer, an den Seiten des Flusses bevorzugte Wohngegenden. Dort, umgeben von kühlen Winden aus den Niederungen des Flusses, hatten die Reichen und Mächtigen ihre kleinen Paläste erbauen lassen.

Auf diese Weise waren insgesamt vier Stadtbezirke entstanden, in denen es große Gärten gab, Pavillons und geräumige Parks. Die Häuser der übrigen Bewohner mochten sich in den restlichen Raum teilen.

Dorthin führte mich Tochtu, der Wüstennomade. Er blieb vor einem Gebäude stehen, dessen Pracht mich sofort anzog.

Dreigeschossig war der Flachbau, umgeben von hohen, schattenspendenden Bäumen. Der Garten entzog sich unseren Blicken, aber ich hörte das Plätschern eines Brunnens.

Tochtu blieb vor dem Tor aus geschmiedetem Eisen stehen. Er machte ein feierliches Gesicht.

„Hier wohnt Puthor, der Sklavenhändler. Er ist nächst dem Hohen Herren von Hylan der reichste und mächtigste Mann der Stadt. Wenn er dich nicht verkauft, wird er dir in seinem Haus alle Annehmlichkeiten des Lebens bieten können.“

„Und ihr?“

Tochtu lächelte verhalten.

„Herr, solche Mauern sind etwas für andere Menschen, als wir es sind. Gib uns die vereinbarte Summe und laß uns in Frieden ziehen. Wir werden uns ein Quartier in der Nähe des Marktes suchen. Solltest du unserer Hilfe bedürfen, dann schicke dorthin, und wir werden dir zu Hilfe eilen. In vier Tagen allerdings werden wir Hylan bereits verlassen haben.“

Ich zog einen Ring vom Finger. Der Stein war echt. Ich hatte ihn selbst geschenkt bekommen, von einem großen König, für treue und wichtige Dienste.

Vergangenheit auch das.

Ich gab Tochtu den Ring - als Geschenk, nicht als Bezahlung. Das Weggeld hatte ich bereits vorher in ein Ledersäckchen abgezählt, das ich nun dem Ältesten aus Tochtus Nachkommenschaft zuwarf. Es verstand sich von selbst, daß die Summe auf den Skalito stimmte - zuviel wäre demütigend gewesen, zuwenig beleidigend. Der Ehre hatte ich mit dem Geschenk des Ringes Genüge getan - mehr als genug, wenn ich Tochtus Gesicht sah.

„Mein Leben steht dir zur Verfügung“, versprach Tochtu.

Er gab seinem Gammel die Sporen und ritt davon. Seine Söhne und Enkel folgten ihm hastig. Der Jüngste, den ich in der Kunst des Bogenschießens unterwiesen hatte, winkte mir noch unter Tränen zu. Der kleine Truppe bog um eine Ecke, war dann verschwunden. Ich blieb zurück.

Ich hatte drei Gammel, von denen zwei die Sänfte mit der GA-Agentin trugen, dazu vier Lasttiere, reich beladen mit allerlei Tand, der auf anderen Welten nichts, auf Aponti II viel Wert darstellte.

Neben dem Tor aus geschmiedetem Eisen - nach Technik und Gestaltung unverkennbar ein Produkt des Nordkontinents - gab es einen aus Kupfer getriebenen Türklopfer. Ich hob den Klopfer an, er fiel melodisch klingend auf den Prallschild zurück.

Eine halbe Minute verging, dann wurde das Tor geöffnet. Ein Mann erschien im Eingang, ein Hüne von Gestalt, mit bloßem Oberkörper und einem silbernen Ring im Ohr, der ihn als Freigelassenen kennzeichnete.

„Melde mich deinem Herrn“, befahl ich dem Sklaven. „Und merke dir meinen Namen. Darbeck heiße ich.“

Der Sklave zögerte einen Augenblick, dann nickte er und zog sich zurück, vermutlich um seinen Herrn zu fragen.

„Du kannst es wohl nicht lassen, wie?“

Der Kommentar des Logiksektors traf mich nicht sehr hart. Natürlich war ein kleines Risiko mit der Wahl dieses Namens verbunden. Wenn nämlich der Robotregent,

diese hassenswerte Maschine auf Arkon III, wirklich perfekt war, dann mußte sie auch diesen Namen enthalten. Dann mußte sie sich daran erinnern, daß es einmal einen Mann namens Darbeck gegeben hatte. Er hatte damals an den KAYMUURTES teilgenommen, den großen Kampfspielen des Imperiums. Darbeck hatte sich für die Amnestie-KAYMUURTES gemeldet, für den Kampf auf Leben und Tod, bei dem nur einer überlebte, der dann aber - was immer er auch verbrochen haben mochte - ledig und frei blieb.

Ich war dieser Darbeck gewesen, und die Sache war herausgekommen. Wenn sich der Robotregent, der damals gerade erst erbaut worden war, wirklich erinnerte...

*„Die Wahrscheinlichkeit ist gering“, hatte der Logiksektor mittlerweile herausgefunden. „Aber dennoch - diese überflüssigen, ironischen Schlenker werden dich eines Tages noch den Hals kosten!“*

Der Sklave kehrte zurück.

„Mein Herr erwartet Euch“, sagte er und machte eine tiefe Verbeugung. „Er läßt euch seine Bitte übermitteln, dieses Anwesen als Euer Eigentum zu betrachten.“

Also hatte der Sklave dem Besitzer gemeldet, daß ein Arkonide vor der Tür stand. Der Reaktion nach zu schließen, handelte es sich bei diesem Herrn um einen Springer - das Gewerbe und das Betragen des Sklaven sprachen dafür.

Der Sklave klatschte in die Hände. Drei weitere Dienstboten erschienen, sie trugen kupferne Ringe in den Ohren, waren also noch zur Gänze leibeigen, während der Hüne mit dem Silberring nur dienstbar war, seinen Dienst also theoretisch aufkündigen konnte.

Meine Gammel wurden sachkundig auf den Hof geführt. Nach links ging es zu den Stallungen, rechts führte ein kiesbestreuter Weg, von blaublühenden Büschen eingerahmt, zum Hauptgebäude. Ich sprang vom Rücken des Gammels und gab den Sklaven den Zügel.

„Besorge Sänftenträger“, befahl ich. „Und einen Arzt.“

Der Freigelassene nickte und klatschte wieder in die Hände. Der Service ließ nichts zu wünschen übrig. Wer einmal den Luxus erlebt hatte, der in einer Sklavenhaltergesellschaft geboten werden konnte, der begriff, warum sich diese Gesellschaftsstruktur so lange halten können. Zwar gab es auch freies Dienstpersonal, das gegen entsprechendes Entgelt jeden Wunsch erfüllte, aber es gab auch Menschen, die den Nervenkitzel schätzen gelernt hatten, einen Mitmenschen durch Androhung von Tod und Tortur dazu zwingen zu können, etwas ihm Widerwärtiges zu tun. Das stille Zähneknirschen des so Gezwungenen gab der Sache erst den perversen Reiz.

Ich hatte die Wechselbeziehung zwischen Sklave und Sklavenhalter kennenlernen dürfen - auf beiden Seiten. Das erklärte meine Art, mit Dienstboten und den Sklaven anderer umzugehen.

Die Sänftenträger waren rasch herbeigeeilt. Sie nahmen ihre Last auf. Der Freigelassene ging voran, ich folgte, dann kamen die Träger mit der Sänfte.

Der Garten des Gebäudes war ein Paradies aus Menschenhand. Der Besitzer hatte unbestreitbar Geschmack. Das schloß allerdings nicht aus, daß er ein Sadist war.

Puthor, der Sklavenhändler, erwartete mich in der Nähe des Brunnens, den ich von draußen gehört hatte.

„Willkommen, Erhabener!“ sagte er.

Ich hatte Mühe, die Tränen zurückzudrängen.

Puthor war Arkonide wie ich, und er hatte in mir sofort den Arkongeborenen erkannt.

Nur Rico, der metallene Sklave aus meiner Tiefseekuppel in der Nähe der Azoren, hatte mich so angesprochen - jedenfalls in letzter Zeit.

Zehn Jahrtausende lang hatte ich auf diesen Augenblick gewartet, ich hatte dafür gekämpft und gelitten, mich gesehnt und gequält - nur für dies eine: von einem Arkoniden nach Arkonidenart begrüßt zu werden.

Nach zehntausend Jahren heimgekehrt.

Mit leiser, stockender Stimme sprach ich die Antwort:

„Ich danke, Erhabener!"

## 5.

„Ich sehe da, ehrlich gesagt, keinen Zusammenhang, Allan."

Tifflor preßte einmal mehr die Kiefer zusammen. Bully gehörte zu der Sorte Mensch, die eines Freundes Freund ist, was immer der Freund auch anstellt. Wenn er zu einem anderen Vertrauen gefaßt hatte, konnte nichts ihn von diesem Vertrauen abbringen.

„Ich behaupte", sagte Allan D. Mercant leise, „daß der Arkonide etwas mit dem Namen Batwyng anfangen konnte, daß er weiß, wie dieser Planet heute heißt."

Bully lächelte.

„Wahrscheinlich ist er auf eigene Faust losgeflogen, um das Serum zurückzuholen."

„Ich habe nachforschen lassen." Mercants Stimme hatte etwas von der metallenen Kühle bekommen, wie sie Operationssälen eigen war. „Der Arkonide hat sich an Bord der ABSALOM geschlichen. Auf Ferrol hat er dann den Kommandanten eines Frachtraumers beschwatzt und bestochen, der ihn daraufhin, allen Vorschriften zum Trotz, mitgenommen hat. Wir haben auch herausbekommen, wohin dieser Frachter flog - nach Urftan IV. Die Fracht bestand aus Kinderspielzeug und Schnaps - offenbar mögen die Arkoniden beides."

Der kleine Abweicher vom Hauptthema verfiel nicht. Tifflors Gesicht wirkte versteinert; ihm war anzusehen, daß er fieberhaft die politischen Konsequenzen der Flucht des Arkoniden durchkalkulierte.

„Und dann?"

„Verloren", antwortete Mercant. „Meine Agenten behaupteten zwar, sie hätten eine neue Spur gefunden, aber sie wollten sich erst wieder melden, wenn sie den Arkoniden gefunden haben. Auf diesen Ratterspruch warte ich noch. Ich glaube aber, bei aller Wertschätzung unserer Mitarbeiter, daß es dem Arkoniden gelingen wird, seine Bewacher abzuschütteln."

Bully stellte sich nicht begriffsstutzig. Er fragte nur, damit Mercant das aussprach, was auch er dachte; er wollte den Chef der Galaktischen Abwehr zwingen, die grausamen Wahrheiten auszusprechen, vor denen er selbst zurückschreckte.

„Und was, glauben Sie, hat Atlan vor?"

„Dazu habe ich nur Vermutungen", erklärte Mercant; er schien sich auf diese Unterhaltung vorbereitet zu haben.

Seine Antworten kamen prompt. „Sagen Sie nicht, Atlan sei hinter dem Geheimnis der biologischen Unsterblichkeit her. Das hat er nicht nötig."

„Ich weiß", sagte Mercant kalt. „Er trägt ein Gerät, das die gleiche Aufgabe erfüllt, die in unserem Fall das Physiotron auf Wanderer übernimmt. Er nennt dieses Gerät Zellaktivator."

„Zellschwingungsaktivator", verbesserte Tifflor geistesabwesend. Er schien bei seinen Überlegungen auf kritische Augenblicke gestoßen zu sein, sein Gesicht wurde mit jedem Augenblick bleicher.

„Um die Unsterblichkeit ist es dem Arkoniden nicht zu tun“, wiederholte Mercant. „Jedenfalls nicht um *seine* Unsterblichkeit.“

„Sondern? Etwa die seiner beinahe geisteskranken Artgenossen? Mercant, muß ich Ihnen tatsächlich ins Gedächtnis rufen, was für dekadente Schlafmützen die Arkoniden geworden sind? Wenn Sie einen von diesen dickfelligen Burschen besuchen, gibt der Ihnen nicht einmal die Hand. Zum einen, weil er das für barbarisch, unsauber und sonst etwas hält, zum anderen, weil er ohnehin nicht mit einem solchen Primitivling verkehren würde, zum dritten, weil sie ihn garantiert nicht von seinen Fiktivspielen losreißen können und zu guter Letzt sind die meisten Arkoniden auch körperlich viel zu schwach, um zu solchen Kraftanstrengungen fähig zu sein!“

Mercant hatte sich Bullys hervorgesprudelten Kommentar schweigend angehört. In seinem Gesicht zuckte kein Muskel, aber dieser hochintelligente Mann konnte sich an den Fingern abrechnen, was Bully so hatte lospoltern lassen. Der untersetzte Mann mit den roten Haaren und den wasserhellen Augen kämpfte um eine Sekunde Aufschub, er stemmte sich gegen den Augenblick der Wahrheit. Das wußte Mercant, das wußte Tifflor, und Reginald Bull wußte es auch. Von allen Mitarbeitern Perry Rhodans war er der impulsivste, der unmittelbarste - vielleicht der gefühlsbetonteste.

„Mit dem Serum der Unsterblichkeit als Lockmittel kann Atlan die Arkoniden aufrütteln, wachschütteln, was immer Sie wollen. Vor allem - er hat dank dieses Serums Zeit, unendlich viel Zeit. Er kann warten. Er kann die Unsterblichkeit als Köder einsetzen - als Köder für den Robotregenten.“

„Unsterblichkeit für einen Roboter? Wo will er dem Blechkasten denn das Mittel einspritzen, so eine Positronik hat doch keinen...“

„Sir!“

Bully preßte die Kiefer zusammen.

„Mit dem Serum der Unsterblichkeit als Angebot, mit der eigenen Unsterblichkeit als weiterer Trumpfkarte ist Atlan der passende Partner für den Robotregenten. Vergessen Sie nicht - der Regent ist von seinen Erbauern angewiesen worden, das Beste für Arkon und die Arkoniden zu tun! Mehr kann man nicht tun als dies. Atlan wird vielleicht Imperator der Arkoniden werden, mag sein ein Marionettenimperator an der Leine des Regenten, mag sein ein wirklicher Imperator. In jedem Fall kann und wird er das Arkonimperium zu neuer Blüte führen. Muß ich Sie, Mister Bull, erinnern wie der Arkonide uns zu bezeichnen pflegt? Sie nennt er einen feisten Barbarenhüptling.“

„Das feist zahle ich ihm heim“, murmelte Bully.

Der Scherz verpuffte selbstverständlich.

„Immerhin, noch sind wir da. Wir werden...“

„Machen Sie sich keine Illusionen, Sir“, unterbrach ihn Mercant. Seine Stimme hatte einen Unterton, der Bullys Nackenhaare aufrichtete. „Sie wissen so gut wie ich, mit welcher bislang noch unerwähnten Trumpfkarte der Arkonide sein Spiel mit dem Robotregenten eröffnen wird.“

Eine kurze Pause entstand, dann sagte Julian Tifflor, langsam und tonlos, wie geistesabwesend:

„Er wird dem Regenten ein Geheimnis verraten, hinter dem der Regent seit Jahrzehnten fieberhaft herjagt - er wird ihm die Koordinaten der Erde verraten. Und zehn Minuten nach diesem Verrat werden die ersten Schlachtflotten des Arkonimperiums über Terrania auftauchen. Und sie werden...“

Er verstummte. Unwillkürlich sahen die drei Männer in dem Raum nach oben, als könnten sie durch den Beton des Daches hindurch schon das Leuchten der Impulstriebwerke sehen, wenn die Arkon-Raumer zum Angriff ansetzten...

Ich wartete.

Es war früher Morgen, und vom Fluß her kam ein kühler Wind. Große Segel auf dem Dach wurden gerade ausgespannt, fingen diesen Windhauch ein und leiteten ihn in das Innere des Hauses. Das Verfahren entsprach dem technischen Niveau des Planeten, und - merkwürdig - es erfüllte seinen Zweck besser als jede positronisch gesteuerte Klimaanlage.

Im Raum verbreiteten sich die Gerüche des frühen Morgens. Die feine Andeutung morgendlichen Nebels schwang darin mit, der Geruch nach dem Holz der Boote, dem Teer ihrer Kalfaterung. Am Ufer wurden kleine Kohlenfeuer in gußeisernen Becken entzündet; die Fischer wärmten sich daran, während sie ihre Boote zum Morgenfang vorbereiteten.

Auf den weichen Polstern des Bettes lag die junge Frau, die ich in der Wüste aus dem Wrack der abgeschossenen Space-Jet geholt hatte. Sie schlief noch.

Mit den Hilfsmitteln arkonidischer Medizin war es nicht schwer gewesen, ihre Verletzungen zu diagnostizieren und erfolgreich mit Medikamenten gegen die Wunden vorzugehen. Für die Blutergüsse und Prellungen brauchte man mit guten Ara-Medikamenten knapp zehn Stunden. Und nach vierundzwanzig Stunden waren Knochenbrüche verheilt, deren die junge Frau eine ganze Menge davongetragen hatte.

Sie mußte bald erwachen. Ich war gespannt, wie ihre erste Reaktion ausfallen würde.

Einstweilen schlief sie noch.

Ich stand auf und ging zum Fenster hinüber. Die Läden waren vorgeschlagen worden, auch sie kleine Kostbarkeiten ihrer Art, reich mit Intarsien verziert. Sie bewegten sich lautlos in ihren Angeln, als ich sie öffnete. Sonnenlicht fiel schräg in den Raum auf den Boden aus winzigen, funkelnden Splittern, die mit transparentem Plastik übergossen waren. Es sah aus, als bestünde der Boden aus schäumender, in der Sonne funkelnder Gischt. Knapp zwei Meter vor dem Bett trafen die Strahlen auf den Boden.

Im Garten waren die Sklaven damit beschäftigt, die Blätter zu entfernen, die in der Nacht von den Bäumen gefallen waren - typisch arkonidisch, dachte ich lächelnd. In dieser Beziehung waren Arkoniden den Japanern ähnlich - nur daß japanische Gartenarchitektur keinerlei Größenwahn kannte.

„Guten Morgen!“

Ich drehte mich um. Die junge Frau war erwacht, und sie hatte die Zeit, in der ich auf den Garten hinabgesehen hatte, dazu genutzt, sich zu orientieren. Verblüffen würde ich sie nicht können.

„Guten Morgen. Wie fühlen Sie sich?“

„Gut“, sagte sie knapp. „Abgesehen davon, daß ich Ihre Gesellschaft ertragen muß. Ich nehme an, daß Sie mich aus dem Wrack geborgen und hierher gebracht haben.“

Ich stimmte dieser Vermutung mit einem Nicken zu. Im Gesicht der jungen Frau zuckte kein Muskel. Sie war die Kälte selbst.

„Dann verdanke ich Ihnen mein Leben.“

Es war eine knappe, klare Feststellung. Ich begann zu ahnen, daß diese Frau für lange Zeit meine Erbitterte Feindin sein würde. Und ich konnte ihr wahrscheinlich noch ein halbes Dutzend Mal das Leben retten, ohne an dieser Einstellung etwas ändern zu können.

„Wo sind Mike, Gordan und Giulio?“

„Tot“, sagte ich ebenso kalt, obwohl es mir schwerfiel.

„Macht drei zu eins“, sagte die junge Frau; zum Erstenmal war der Ansatz einer Gefühlsregung zu erkennen. Ihr Mund zuckte kaum merklich.

„Drei Männer, die ihretwegen sterben mußten. Mein Leben haben Sie gerettet, wozu?“

Langsam begann mich Wut zu erfüllen. Dieses Weib war ein verteufelt harter Brocken. Sie würde mir jeden Tag zur Hölle machen, wenn ich sie in meiner Nähe behielt.

Ich beschloß, es mit einem Frontalangriff zu versuchen.

„Nun“, sagte ich gedehnt. „Der Besitzer dieses Hauses heißt Puthor. Er ist Sklavenhändler.“

Die junge Frau zuckte nicht mit der Wimper. Sie tat, als habe diese Information für sie keinerlei Bedeutung. Sie wußte vielleicht nicht, daß Frauen auf dieser Welt praktisch das Eigentum ihrer Männer oder Väter waren. Ich hatte die Frau hergebracht - ich konnte sie, wenn es mir gefiel, als Sklavin halten oder auch verkaufen. Kein Bewohner des Planeten hätte etwas dagegen gehabt.

„Wie heißen Sie eigentlich?“

„Jana D'Alessandro“, sagte sie knapp. „Ich bin Agentin der Galaktischen Abwehr, und ich bin sehr froh, Sie gefunden zu haben. Verräter!“

Ich zog eine Braue in die Höhe.

„Das ist eine Frage des Standpunkts!“ sagte ich. „Wie haben Sie mich gefunden?“

„Urfthan IV“, sagte Jana lakonisch. „Es war nicht sehr schwer, Ihre Spur zu verfolgen, wenn man weiß, wonach man zu suchen hat. Sie sind für einen Arkoniden recht energisch und handlungsfreudig ausgefallen. Wir brauchten also nur nach einem Arkongeborenen zu suchen, der nicht wie ein Schlafwandler herumläuft - wenn er überhaupt läuft, was bei einem Arkoniden mehr als zweifelhaft ist.“

„*Sie will dich reizen*“, kommentierte der Logiksektor.

Ich lächelte.

Längst hatte ich die Information verarbeitet, die ich lange Zeit nicht hatte glauben wollen. Ich hatte einsehen müssen, daß zehn Jahrtausende aus dem beherrschenden Volk des Kugelsternhaufens M13 eine Versammlung von Weichlingen gemacht hatte. Wäre der Robotregent nicht gewesen und seine von Robotern gesteuerte Riesenflotte - vom Großen Imperium der Arkoniden wäre nur ein Trümmerhaufen übriggeblieben. Wahrscheinlich hätten es die stets zur Revolte neigenden Völker der Springer, Aras, Überschweren und wie sie alle hießen, gar nicht einmal für nötig befunden, auch nur einen Schuß auf Arkon selbst abzugeben, so degeneriert waren meine Landsleute schon geworden. Es hätte genügt, sie einfach zu ignorieren.

„Und was wollen Sie nun?“

Sie zuckte mit den Schultern.

„Zunächst einmal das gleiche wie Sie auch - ich will den Mann finden, der das Serum der Unsterblichkeit gestohlen hat. Ich will diesen Mann finden, ihn festnehmen und seiner Strafe zuführen. Außerdem möchte ich das Serum wiederbeschaffen, zumindest die Sammlung von Daten, Informationen und Formeln, die zu seiner Herstellung nötig sind.“

Sie machte eine kleine Pause.

„Ich nehme an“, sagte sie dann eisig, „daß Sie mir beim ersten Teil dieser Aufgabe gern zu helfen bereit sind - und daß wir erbitterte Feinde sein werden, wenn es darum geht, das Geheimnis des Serums für die Solare Administration zu bewahren.“

„Das könnte sein“, sagte ich lächelnd. „Sehr gut möglich, wirklich. Wir werden sehen. Wie fühlen Sie sich sonst?“

„Leidlich“, sagte Jana D'Alessandro. Ihre Mundwinkel zuckten ein wenig. „Es wird jedenfalls gehen. Ich kann mich bewegen.“

Ich deutete auf die Kleiderschränke in dem Raum. Ich hatte es vermieden, Jana darauf aufmerksam zu machen, daß dieses Zimmer normalerweise von einer Nebenfrau des Sklavenhändlers bewohnt wurde.

„Sie finden dort Kleidung“, sagte ich trocken. „Ziehen Sie sich an. Wir treffen uns im Garten.“

Ich deutete eine Verbeugung an und zog mich zurück.

Jana erschien in einem weiten Gewand aus roter Seide, das im Morgenwind flatterte. Die Haare hatte sie hochgesteckt. An den Füßen trug sie goldbestickte Sandalen, die ihr ein klein wenig zu groß waren. Als sie näher kam, bemerkte ich einen feinen Parfümhauch.

Puthor, unser Gastgeber, erhob sich. Sein Gesicht zeigte ein Mienenspiel, das zwischen Bewunderung und Habgier schwankte. Sein erster Blick war zweifelsohne taxierend.

„Willkommen in meinem bescheidenen Heim“, sagte Puthor.

Jana neigte nur leicht den Kopf. Sie spielte die Rolle der großen Dame ausgezeichnet. Ich amüsierte mich im stillen.

„Sie ist nicht verkäuflich“, informierte ich meinen Gastgeber, der sofort ein sehr enttäushtes Gesicht machte. „Außerdem kenne ich die Bewohner des Planeten recht gut, von dem sie stammt - sie würde dir das Leben zur Hölle machen, Puthor!“

Ich hatte mich - in Grenzen - mit dem Sklavenhändler angefreundet. Er hatte einen Vorfahren in seiner Ahnenreihe aufzuweisen gehabt, der nicht ganz passend gewesen war für einen reinblütigen Arkoniden. Diesem Vorfahren verdankte er, daß er auf Arkon selbst geschnitten wurde. Er war auch für einen Arkoniden recht temperamentvoll ausgefallen - wenn die Berichte über den geistigen Verfall meines Volkes stimmten. Ich hatte keinen Grund, an diesen Informationen zu zweifeln.

In mir hatte Puthor einen Artgenossen gefunden. glaubte er. Auch ich war wesentlich energischer und aktiver als es Arkon-Geborene normalerweise waren. Zwei Außenseiter, die sich gesucht und gefunden hatten?

Puthor war, nach den Maßstäben der Zeit und des Planeten, auf dem er lebte, ein freundlicher, kultivierter, umgänglicher Mann. Aber er war Sklavenhändler.

Puthor zeigte sich von seiner besten Seite. Er goß für Jana den Tee nach, rückte ihr den Sessel zurecht - kurz, er führte sich auf, wie man es bei einem Kavalier der alten Schule erwarten durfte. Und Jana schien sich nicht daran zu stören, daß der gleiche Mann keinen Herzschlag lang zögern würde, sie gewinnbringend zu verkaufen, wenn sich die Gelegenheit dazu bot. Sie frühstückte mit beachtlichem Appetit.

„Ich habe einen Wunsch, Puthor.“

Der Arkonide wandte den Kopf und sah mich an. Fragend hob er die Brauen.

„Ich möchte eine Audienz beim Fürsten.“

Puthor lachte unterdrückt.

„Der Bursche kann froh sein, wenn wir uns herablassen“, sagte er amüsiert. „Du scheinst sehr lange unter Barbaren gelebt zu haben.“

„*Narr!*“ schalt mich der Logiksektor. „*Ein Arkonide ersucht doch einen Barbarenhäuptling nicht um Audienz!*“

„Zehn Jahrtausende auf der Erde haben Sie wohl bescheiden gemacht, wie?“

Jana sprach fließend Latein und bewies damit nicht nur, daß sie aus dem Mittelmeerraum, wahrscheinlich Italien, stammte. Sie gab damit auch klar zu erkennen, daß sie recht gut über mich informiert war.



„Man lernt halt, mit den Wölfen zu heulen“, gab ich zurück, in der gleichen Sprache.

Puthor hatte den knappen Wortwechsel interessiert verfolgt. In Janas Stimme war eine gewisse Schärfe hörbar gewesen, ein Tonfall, den arkonidische Frauen ihren Ehemännern gegenüber nur selten anzuschlagen wagten.

„Sie ist tatsächlich widerspenstig“, stellte er erstaunt fest. „Wenn ich dir einen Rat geben darf, verkaufe sie an den Fürsten.“

Ich sah Jana von der Seite her an. Sie zeigte sich nach wie vor unbeeindruckt. Gelassen löffelte sie ihr Frühstücksei aus, das die Größe einer irdischen Grapefruit hatte.

„Ich werde den Ratschlag überdenken“, stellte ich in Aussicht. „Wie ist der Fürst eigentlich?“

„Nun“, begann Puthor gedehnt. „Urlinna, so ist der Name des Fürsten von Hylan, ist ein Fettwanst, der seinesgleichen im Arkonimperium sucht. Ihn zu transportieren, bedürfte es eines Truppentransporters. Obendrein ist er grausam, ein Ausbund an Verschlagenheit und Heimtücke, ein Sadist reinsten Wassers. Daß er gefräßig ist wie ein Rudel hungriger Wölfe und mehr Durst hat als die Wüste selbst, brauche ich nicht erst zu erwähnen.“

„Und wahrscheinlich ist er auch feige“, setzte ich die Beschreibung fort. Zu meinem Erstaunen verneinte Puthor.

„Nicht einmal“, sagte er mit verhaltener Anerkennung. „Urlinna ist weder dumm, noch ist er ein Feigling. Und wenn er mit seinen Leibwächtern zur Übung ficht, dann verlieren sie nicht aus Höflichkeit - er kann mit Waffen umgehen.“

„Sind in letzter Zeit Berater beim Fürsten aufgetaucht? Fremde Berater?“

Puthor zuckte mit den Schultern.

„Ich habe ihn seit Monden nicht mehr gesehen. Seine Manieren sind übel, nicht zu ertragen für einen Arkon-Geborenen. Deshalb habe ich den Palast trotz seiner Bitten vor einem halben Jahr letztmalig betreten.“

Diese Nachricht erfreute mich ganz und gar nicht.

Der Mann, der das Serum der Unsterblichkeit gestohlen hatte, war hier auf Batwyng - Aponti II, wie der Planet jetzt genannt wurde. Ich nahm an, daß er seinen Feldzug von hier aus beginnen würde. Aponti II lag weitab vom Schuß, von den Druuf war hier nichts bekannt.

Ich versuchte zu kombinieren, wie der Plan des Diebes und mutmaßlichen Mörders aussah.

Zunächst mußte er sich auf einem Randplaneten des Imperiums etablieren. Dort eine führende Stellung zu bekommen, war für einen gewitzten Terraner eine leichte Übung. Danach brauchte unser Freund nur abzuwarten, wer aus dem großen Ringen als Sieger hervorging - Druuf, Arkon oder die Terraner. Mit dem Serum der Unsterblichkeit war er für jede dieser Machtgruppen hochinteressant. Und wenn unser Freund ein klein wenig bescheiden war - oder geduldig, das kam in diesem Fall auf das gleiche hinaus -, brauchte er nur abzuwarten. Früher oder später würde er die Stellung einnehmen, die bei einem biologisch Unsterblichen zu erwarten war. Es war nur eine Frage der Zeit.

Aber wer war der Dieb der Unsterblichkeit? Wie sah er aus?

Ich starrte an Puthor vorbei auf die Blumenarrangements des Gartens.

Wie kam ich an den Verbrecher heran? Ich wußte nicht, wie er aussah. Ich wußte nicht, wie er hieß - ich wußte nur eines: er war unsterblich, wie ich. Aber anders als ich trug er keinen Zellaktivator als Ausweis der Unsterblichkeit. Ihn zu entdecken, würde nicht einfach sein.

Mein Blick fiel auf Jana. Sie war inzwischen mit dem Ei fertig und trank genießerisch Kaffee – *imported from Terra*. Ich wußte, daß die Erde - einstweilen -

das galaktische Kaffeemonopol hatte. Für einen Schößling der Spezies *coffea arabica* hätte man ein Vermögen bekommen, wäre es einem Springer gelungen, einen solchen Schößling zu erwerben. Die Terraner allerdings hüteten ihr Monopol eifrig und mit Umsicht.

Kannte Jana den Dieb? Ich nahm es als sicher an. Kannte der Dieb Jana? Eigentlich durfte er die Frau nicht kennen, jede Logik sprach dagegen. Mercant würde niemanden auf die Fährte eines Verbrechers setzen, der dem Täter bekannt war, einmal abgesehen von dem Bestechungsversuch, der in diesem speziellen Fall denkbar war. Welcher Agent blieb seinem Auftraggeber treu, wenn ihm zur Belohnung seines Verrats die Unsterblichkeit winkte?

Denkbar war, daß ich Jana mitnahm, wenn ich den Fürsten besuchte. Vielleicht konnte sie den Täter im Gefolge des Fürsten entdecken.

„*Wer sagt dir, daß der Täter dort zu finden ist?*“ erkundigte sich das Extrahirn mit fühlbarem Spott.

Mein Instinkt, hätte ich darauf antworten können. Es wäre aber keine befriedigende Antwort für ein Organ gewesen, dessen Arbeit in den Bahnen strenger Logik verlief.

Der Täter hielt sich, das war meine feste Überzeugung, auf Aponti II auf, und wenn er politisch irgend etwas erreichen wollte, dann nur auf dem Umweg über den Fürsten. Ich konnte mir keine andere Möglichkeit denken - der Gesuchte hielt sich in der Nähe des Fürsten auf.

Jana hatte ihr Frühstück beendet. Ich sah, wie sie die rechte Hand bewegte, und lächelte zurückhaltend.

Die Geste war unverkennbar. Jana war gewohnt Hosen zu tragen, und sie trug ihre Zigaretten in der Regel in der rechten Hosentasche. Es war eine jener typischen Bewegungen, die einem im Zweifelsfall den Kopf kosteten.

„Ich kann Ihnen leider nicht helfen“, sagte ich zu Jana, diesmal auf Englisch.

Puthor brauchte nicht alles zu verstehen.

„Ich bin passionierter Nichtraucher.“

„Ich wollte mir dieses Laster ohnehin abgewöhnen“, konterte die junge Frau achselzuckend. „Dies ist eine günstige Gelegenheit dazu. Wann werden wir den Fürsten aufsuchen?“

„Wir?“

„Ich denke, wir arbeiten zusammen?“

„Tun wir das?“

In ihren Augen stand ein bedrohliches Funkeln. „Wir werden diesen Fall gemeinsam lösen“, sagte sie scharf. „Wir werden den Mörder finden, und wir werden die Unterlagen finden. Und danach werde ich Sie zur Erde zurückbringen - lebend oder als Leichnam.“

Sie sah mich voll an, und in ihren Zügen war zu lesen, wie bitter ernst sie ihre Worte meinte.

„Ich verspreche Ihnen schon jetzt, daß ich niemals zulassen werde, daß Sie die Position der Erde an diesen Blechkasten auf Arkon III verraten.“

„Und wie wollen Sie das verhindern?“

Jetzt zuckten ihre Lippen ein wenig.

„Notfalls“, sagte sie ruhig. „notfalls würde ich Sie ermorden.“

Ich nickte anerkennend.

„Sie benutzen das richtige Wort“, antwortete ich. „Es wäre Mord.“

Ich machte eine kleine Pause, dann fragte ich mit aller Schärfe, die mir zu Gebote stand:

„Hat Mercant Sie dazu beauftragt? Oder gar der hochverehrte Chef selbst?“

Ich sah, wie ihre Fingerknöchel weiß wurden, so fest umklammerte sie das Tafelmesser.

„Das wäre mein Entschluß“, fauchte sie. „Und wenn Sie so weitermachen, dann werde ich es vielleicht sogar mit Vergnügen tun.“

Ich wandte mich an Puthor.

„Ich kenne die Sitten dieses Planeten noch nicht genau“, erklärte ich. „Kann ich so den Fürsten aufsuchen? Und das Mädchen, ist es richtig angezogen?“

„Geh nur“, sagte Puthor. Er hatte sich den Verhältnissen auf Aponti II schon weitgehend angepaßt, daß er nicht mehr auf das Chronometer an seinem Handgelenk sah, sondern vielmehr zur Sonne hinauf spähte, um festzustellen, wie spät es war.

„Wenn du jetzt gehst“, sagte er dann, „kommst du gerade recht, dem Hohen Fürsten von Hylan bei der morgendlichen Wäsche zuzusehen. Seine Wanstigkeit stehen gewöhnlich recht spät auf.“

„Du magst ihn nicht?“

„Keiner mag ihn. Sein Leichenzug wird sein einziger Zug sein, der den Leuten gefällt. Und hüte dich vor dem Sohn.“

„Er hat einen Sohn?“

„Einen? Ein halbes Hundert! Urlinna hat einen gigantischen Harem. Aber von Bedeutung ist nur der erste Sohn seiner Hauptfrau. Curran heißt der Knabe, und er ist gefährlicher als eine Sandvipere.“

„Wie alt ist der Knabe?“

„Alt genug“, sagte Puthor trocken. „Er ist achtzehn, dumm wie ein Robothirn ohne Strom, machtgerig wie seine stählerne Erhabenheit, der Robotregent, blutdurstig, daß selbst seinem Vater angst und bange wird. Wenn der Alte noch nicht abgeschlachtet worden ist, dann nur, weil potentielle Rebellen und Attentäter vor der Herrschaft des Sohnes noch mehr Angst haben als vor den Launen des Vaters.“

„Ein reizendes Kind“, murmelte Jana. „Die Schilderung erinnert mich an die Sprößlinge gewisser römischer Kaiser - beispielsweise Commodus.“

Unwillkürlich zuckte ich zusammen. Jana hatte recht. Commodus, Sohn und Nachfolger des Philosophenkaisers Marc Aurel, war ein Scheusal in Menschengestalt gewesen, eine der übelsten Kreaturen, die jemals auf der Erde geherrscht hatten. Und Rom vor allem hatte eine beachtliche Zahl größenwahnsinniger, blutgieriger, ausschweifender Kaiser aufzuweisen gehabt.

„Haben Sie Commodus gekannt?“ erkundigte sich Jana. Sie hatte mein Zusammenzucken sehr wohl bemerkt.

Ich verneinte.

Es hatte keinen Sinn, jetzt mein fotografisches Gedächtnis zu strapazieren, in dem meine Erinnerungen an das Weltreich der Römer gespeichert waren.

„Ich werde mich hüten, diesen Knaben zu reizen“, versprach ich. „Hat er Einfluß auf seinen Vater?“

Puthor wiegte den Kopf.

„Nicht viel“, erklärte er nachdenklich. „Ich habe mich nicht sehr damit beschäftigt. Urlinna weiß, daß er vollständig von Arkon abhängig ist. Er würde es niemals wagen, einem Arkon-Geborenen Schwierigkeiten zu machen, sofern sich die Wünsche des betreffenden Arkoniden in Grenzen halten. Der Fettwanst weiß natürlich nicht, daß die Macht des Imperiums wackelt und wankt.“

„Wenn hier ein Aufstand gegen Arkon losbräche...“

„... würde praktisch gar nichts passieren. Der Regent würde die Angelegenheit wahrscheinlich gar nicht wahrnehmen. Im schlimmsten Fall würde er den Handelsverkehr mit Aponti II einfrieren lassen.“

Da hatte ich einen Teil der Erklärung, warum mein unbekannter Gegner sich ausgerechnet Aponti II als Ziel ausgesucht hatte. Hier konnte er die ersten Schritte zur Eroberung der Macht ungefährdet ausführen. Dieser Gegner war gewitzt, er griff nicht sofort nach den Sternen - er machte einen Schritt nach dem anderen, sehr überlegt, sehr sorgsam. Ich durfte diesen Gegner keinesfalls unterschätzen.

Es ging auf Aponti II um mehr, als auf den ersten Blick erkennbar war. In diesem Duell der Unsterblichen wurde große Politik betrieben. Es stand viel auf dem Spiel - unter anderem die Erde.

## 6.

Es war Reginald Bull, der das beklemmend gewordene Schweigen brach.

„Mercant“, sagte er verhalten. „Ich glaube Ihnen nicht.“

Der Chef der Galaktischen Abwehr hob fragend die Brauen. Reginald Bull leckte sich die trocken gewordenen Lippen.

„Das würde Atlan niemals tun. Er ist unser Freund.“

Allan D. Mercant, von Berufs wegen mißtrauisch, lächelte zurückhaltend.

„Es sind Freunde für weniger als die Unsterblichkeit und die Würde eines Arkonimperators verraten worden. Auf diesem Planeten wurde mehr als diese Erde verraten - für dreißig Silberlinge!“

Reginald Bull preßte die Lippen zusammen.

„Ich traue Atlan“. stieß er dann hervor. „Ich weigere mich zu glauben, daß er uns tatsächlich verraten will. Das ist nicht seine Art.“

„Bis zum Zeitpunkt des Verrats ist der Verrat niemandes Art“, konterte Mercant trocken. „Ich erinnere an den Preis, der auf dem Spiel steht.“

Unwillkürlich sah Bully nach oben, und ebenso unwillkürlich zog er ein zweites Mal den Kopf zwischen die Schultern.

„Tiff, was sagen Sie dazu?“

Der Angesprochene zuckte hilflos mit den Schultern.

„Ich weiß es nicht“, gab er offen zu. „Ich würde die Erde nicht verraten, aber ich bin kein Arkonide. Ich würde Atlan vertrauen, aber ich frage mich, ob ich mir diesen Luxus in einer solchen Situation erlauben kann. Vertrauen ist gut, Kontrolle besser.“

„Das hat Lenin gesagt“, erinnerte sich Bully.

„Deswegen ist der Satz nicht grundsätzlich falsch“, erinnerte Mercant.

„Was sollten wir Ihrer Meinung nach tun?“ fragte Bully. „Auswandern?“

„Dazu haben wir weder die Mittel noch die Zeit“, konterte der Abwehrchef. „Ich wollte Sie lediglich auf die Gefahr aufmerksam machen, mehr war nicht meine Absicht.“

„Sie sind von Grund auf mißtrauisch, nicht wahr?“

In Bullys Stimme schwang hörbar Bosheit mit. Er mochte den Abwehrchef in diesem Augenblick nicht, er verabscheute einen Mann, der ihm mit der Kälte eines Computers zu beweisen versuchte, daß ein Freund zum Verräter geworden war.

„Das ist mein Beruf, Sir. Vertrauen bringt uns in diesem Gewerbe nichts ein.“

Bully donnerte die Faust auf den Tisch, daß sein halbgefülltes Whiskyglas einen Satz in die Luft machte.

„Und ich glaube Ihnen immer noch nicht“, brauste er auf. „Ich weigere mich zu glauben, daß Atlan zum Verräter geworden ist. Ich werde Perry von dieser ganzen Sache kein Sterbenswörtchen erzählen, und ich werde auch keinen Flottenverband losschicken, der den Arkoniden suchen soll.“

Allan D. Mercant preßte die Lippen zusammen.

„Das ist sehr leichtsinnig, wenn Sie mir die Bemerkung gestatten, Sir!“

Das letzte Wort spuckte er förmlich aus. Reginald Bull ließ sich dadurch nicht beeinflussen.

„Mag sein“, donnerte er. „Mag sein, daß ich leichtsinnig handle. Aber ich will Ihnen eines sagen, mein lieber Allan. Wir, das heißt Perry und ich, wir haben schon einmal sehr leichtsinnig gehandelt. Wir taten das, als wir Sie zum Chef der Galaktischen Abwehr ernannt haben.“

Allan D. Mercant war blaß geworden. Er versuchte sich in seinem Sessel zu erheben, wurde aber von Bullys Wortkanonade förmlich zurückgestoßen. Reginald Bull war in Fahrt gekommen, jetzt war er nicht mehr zu stoppen.

„Und wissen Sie, was an dieser Entscheidung leichtsinnig war? Daß wir Ihnen vertraut haben! Glauben Sie, ich wüßte nicht, wie viele Regierungschefs der Vergangenheit von ihren Abwehrfachleuten belogen und betrogen worden sind? Glauben Sie, ich wüßte nicht, welche Macht ein hinterlistiger Geheimdienstboß bekommen kann, wenn man ihm nicht pausenlos auf die Finger sieht?“

Allan D. Mercant schluckte und rang nach Luft. Er hatte früher einmal den Geheimdienst des Westens geleitet, damals, als die Erde politisch noch in verschiedene, einander feindliche Machtblöcke aufgespalten war. Damals war - unter anderem - der amerikanische Präsident sein Chef gewesen, und die Amerikaner waren von jeher dafür bekannt gewesen, daß sie kein Blatt vor den Mund nahmen. Aber mit einer derartigen Tirade war Allan D. Mercant noch nie konfrontiert worden.

„Und wissen Sie auch, warum wir Ihnen, ausgerechnet Ihnen, dieses Amt anvertraut haben? Warum wir Ihnen nicht ununterbrochen auf die Finger sehen? Weil wir Ihnen vertrauen, Allan D. Mercant, weil wir daran glauben, daß Sie ein anständiger, ehrenhafter Mensch sind. Sie sind Chef der Galaktischen Abwehr, weil Sie unser Freund sind, und weil wir unseren Freunden vertrauen!“

Bully setzte sich und stürzte den Inhalt des nächstbesten Glases hinunter. Es war der Whisky, den Julian Tifflor nicht angerührt hatte.

Allan D. Mercants Gesicht hatte wieder Farbe bekommen. Er lächelte zurückhaltend.

„Ich glaube, ich verstehe, was Sie mir sagen wollten. Sie haben eine etwas befremdliche Art, Komplimente zu machen, muß ich sagen.“

„Besser so als gar nicht“, stieß Bully würgend hervor. Er versuchte zu grinsen und gleichzeitig das Brennen im Hals loszuwerden. Sein Gesicht sah hochgradig erheiternd aus, aber den Männern war nicht nach Lachen zumute.

„Ehrlich gesagt, Allan“, erklärte Bully, sobald er wieder zu Luft gekommen war. „In einer Welt, in der Atlan zum Verräter geworden ist, in der ich mich auf meine Menschenkenntnis nicht mehr verlassen kann - in einer solchen Welt will ich nicht leben.“

Für einen Augenblick brach der permanente Skeptiker in Allan D. Mercant durch. Er sah einen Augenblick lang nach oben.

„In einer solchen Welt“, sagte er trocken, „werden Sie auch nicht sehr lange leben müssen. Auf der Liquidationsliste des Robotregenten stehen Sie mit Sicherheit ganz oben.“

„Auch ein Kompliment“, murmelte Bully.

Wieder breitete sich Schweigen in dem Raum aus. Keinem der Männer war froh zumute. Sie wußten, daß einige Häuser weiter ein einsamer, trauernder Mann am Sarg seiner geliebten Frau saß. Ein Teil dieser Einsamkeit blieb auch diesen Männern nicht erspart, auch sie waren betroffen vom Tod der Frau.

Und allen Beschwörungen zum Trotz - ein Stachel war geblieben.

Der Arkonide war verschwunden. Er hatte die Möglichkeit, der Erde mehr Schaden zuzufügen als irgend jemand sonst.

Das Vertrauen, das Reginald Bull in Atlan setzte, war nicht umgefallen. Es schwankte auch nicht. Aber es zitterte ein wenig, und dieses Gefühl genügte.

Leben und Freiheit der Terraner lag in diesen Stunden gleichsam in der Hand eines einzigen Mannes - des ehemaligen Admirals und Kristallprinzen von Arkon, des Einsamen der Zeit, der zehn Jahrtausende lang auf der Erde in unfreiwilliger Verbannung verbracht hatte und der jetzt heimkehren konnte - mit dem größten Geschenk, das überhaupt vorstellbar war: der Unsterblichkeit.

Es war sehr heiß. Die Sonne Apon brannte auf Hylan herab, und keine noch so kleine Wolke spendete den ersehnten Schatten. Dafür waren die Gassen von Hylan schmal und winklig. Dadurch wurde erreicht, daß die Sonne praktisch nur in den Mittagsstunden den Boden der Stadt erreichte. In den übrigen Stunden lagen die Gassen im Schatten der Häuser, die hoch und recht wacklig waren. Zwischen den Fenstern spannten sich die Leinen mit Wäsche, von denen ab und zu Wasser herabtropfte. Auf den Treppenstufen lagen Kleintiere zusammengerollt und hielten Mittagsschlaf. Um diese Zeit wirkte Hylan verlassen. Die Menschen lagen in ihren Häusern und rührten sich nicht, wenn sie sich diese Faulheit erlauben konnten.

Die einzigen, denen die brütende Hitze nichts auszumachen schien, waren die Kinder. Sie sahen aus wie Millionen anderer Kinder in vergleichbarer Situation, verdreckt, fröhlich, laut und unbeschwert. Gekleidet waren sie meist in zerlumpte Kleidung, die ihre Eltern abgelegt hatten.

Jana und mich verfolgten sie mit der Hartnäckigkeit, die den Kindern der Armen in solchen Städten eigen war. Sie hofften auf Süßigkeiten, Kleingeld - oder nur auf einen handfesten Spaß. Um solchen Spaß, die meist mit feuchten oder gar schmutzigen Kleidern verbunden waren, entgehen zu können, verteilte ich eine Handvoll Skalitos unter der Rasselbande. Wie nicht anders zu erwarten, begann sofort eine wüste Balgerei, denn die scharfäugigen Kleinen hatten sofort bemerkt, daß unter den Skalitos ein Chronner zu finden war, und um diese Münze kämpften sie nun.

„Finden Sie diesen Trick gut?“ fragte Jana spitz. „Das Elend der Kinder auszunutzen?“

Ich zuckte mit den Schultern.

„Ich kann in den nächsten Augenblicken an dieser Lebensform nichts ändern“, antwortete ich. „Warum übernehmen Sie diese Aufgabe nicht?“

„Pah!“ machte die junge Frau.

Sie hatte sich umgezogen. Die Frauen in Puthors Harem hatten Jana zwar bestaunt wie eine exotische Raubkatze, aber sie hatten bereitwillig ihre Kleidertruhen geöffnet und Jana darin suchen lassen. Die junge Frau hatte sich für einen lockeren Umhang aus zartrosa Seide entschieden. Die Farbe paßte gut zu der sonnengebräunten Haut, den dunklen Haaren und Augen. Ich war gespannt, wie der Fürst auf den Anblick reagieren würde.

Wir gingen zu Fuß. Sänftenträger wären in dieser Hitze nach kurzer Zeit wahrscheinlich zusammengebrochen. Zudem erregten wir durch dieses Vorgehen einiges Aufsehen - und das war genau das, was ich erreichen wollte. Mein Ziel war, meinen mir unbekannten Gegner auf mich aufmerksam zu machen. Ich mußte ihn zwingen, sich zu zeigen - dann erst konnte ich den Kampf mit dem Unsterblichen aufnehmen.

„Rennen Sie nicht so“, schimpfte Jana. Sie hatte Mühe, meinem Tempo zu folgen. „Warum haben Sie es eigentlich so eilig?“

„Wir haben wenig Zeit“, erinnerte ich sie. Ich schritt etwas weniger weit aus.

„Falls Sie damit rechnen, daß sich ein weiteres Kommando der Abwehr bei Ihnen meldet, kann ich sie beruhigen. Auf der Erde weiß niemand, wo wir stecken.“

Ich zog fragend die Brauen in die Höhe.

„Der Hinweis auf Aponti II war nicht sehr klar, wir wollten uns erst wieder bei Mercant melden, wenn wir sicher waren, Sie gefunden zu haben. Bevor es dazu kam, wurden wir abgeschossen.“

„Warum sagen Sie mir das?“

Jana preßte die Lippen aufeinander.

„Ich weiß es nicht“, sagte sie dann. „Einfach so.“

„Sie erleichtern mir damit die Arbeit“, stellte ich fest.

Jetzt zog sie die Augen zusammen.

„Das wird sich herausstellen.“

Ich durfte diese Frau keinesfalls unterschätzen. Sie war meine Feindin, jedenfalls war sie dieser Meinung, und sie war fest entschlossen, zu tun, was sie für richtig erachtete. Ihre Entschlußfreudigkeit und ihren Einfallsreichtum durfte ich in keinem Fall unterschätzen.

Wir erreichten die Mauer der Festung. Gegen die Geschütze raumfahrender Völker gab diese Befestigung natürlich keinen Schutz. Jana hätte mit der Bewaffnung ihrer abgeschossenen Space-Jet den gesamten Bereich in wenigen Minuten in Schutt und Asche legen können.

Gegen primitive Angreifer aber, die der Festung mit Schwertern und Speießen zu Leibe rückten, stellte das Mauerwerk einen hervorragenden Schutz dar. Ich erkannte das Konstruktionsprinzip wieder. Die Kelten hatten die Umwallungen ihrer Siedlungen nach dem gleichen Bauplan angelegt. Es war eine Konstruktion aus Holz und Steinen, die sowohl Schutz bot vor brutalen Rammstößen als auch vor der üblichen Taktik, das Mauergestein durch riesige Feuer zum Platzen zu bringen. Die Römer hatten jedenfalls alle Mühe gehabt, mit diesen Umfriedungen fertig zu werden.

Hier, auf Aponti II, stellte die äußere Mauer der Festung die Grenze einer Wehranlage dar, die der Besatzung Schutz vor jeder nur denkbaren Gefahr bot, die von der Bevölkerung selbst ausgehen konnte. Gegen einen Angriff des Robotregenten bot der Wall selbstverständlich keinen Schutz. Die Mauer war fast zwanzig Meter hoch und zinnenbewehrt. Alle fünfzig Meter reckte sich ein Turm über die Krone hinaus. Und bei meinem Anflug hatte ich sehen können, daß dies nur der äußere Ring war - es gab noch zwei weitere Mauerzüge. Bis eventuelle Angreifer tatsächlich den Palast selbst erreichten, waren sie längst beim Kampf um die äußeren Festungswerke so geschwächt, daß die Besatzungstruppen ohne Mühe mit ihnen fertigwerden konnten.

„Primitiv und barbarisch“, murmelte Jana. „Aber sehr beeindruckend.“

„Auf der Erde sahen vor einem Jahrtausend die meisten größeren Städte so aus“, erklärte ich ihr.

Wir wanderten am Fuß der Mauer entlang. Es hatte seit langem keinen Angriff mehr gegeben, das verrieten die Spuren. Im Gegenteil: an einigen Stellen schickte sich der Fürst an, die Mauer gar verziern zu lassen - ähnlich der berühmten Straße der Ishtar in Babylon, über die ich geschritten war.

„Und auf vielen Welten dieser Galaxis stehen ähnliche Bauwerke“, fuhr ich fort. „Es gibt nur wenige Völker, die selbsttätig eine Raumfahrttechnologie entwickelt haben. Die anderen wurden in der Regel von den raumfahrenden Völkern unterworfen und blieben in ihrem technischen Niveau weit zurück.“

„Wir Menschen werden niemanden unterwerfen“, sagte Jana kalt.

Ich glaubte ihr, jedenfalls für die Zeit, in der das Solare Imperium von Perry Rhodan geführt wurde. Der kleine Barbarenhäuptling war überaus gefühlsbetont. Die Gedankengänge brutaler Machtpolitik, wie sie der Robotregent betrieb, waren ihm zwar bekannt, aber er war zu sentimental, sich daran zu halten. Vermutlich würde er es nicht sehr weit bringen in der galaktischen Politik. Ihm fehlte die kompromißlose Härte, für richtig erkannte Gedanken ohne Sentimentalitäten zu Ende zu denken und dann auch rücksichtslos durchzuführen. Wäre Jana eine Agentin des Robotregenten von Arkon gewesen, ich hätte längst ein unrühmliches Ende in der Wüste gefunden.

Wir kamen an einem der sechs Tore der Festung an. Das Tor war geschlossen. Zwei mächtige Türme mit einem Wehrgang über den Torflügeln stellten sich uns in den Weg. Ich erkannte Menschen auf dem Wehrgang.

„Öffnen!“ rief ich.

„Ich würde nicht flüstern, sondern schreien“, meinte Jana, denn mein Ruf war recht leise ausgefallen.

„Ein echter Arkonide würde niemals seine Stimme soweit erheben, daß sie womöglich verzerrt, schrill oder gar unschön klingt. Es ist Sache des Angerufenen, sich um Verständlichkeit zu bemühen.“

Jana spähte in die Höhe. Dort tat sich nichts. Die Wachsoldaten waren anderweitig beschäftigt. Richtig, es war Mittagszeit.

Ich schlug die Kapuze zurück, daß mein weißes Haar sichtbar wurde.

Ein paar Augenblicke vergingen, dann wurde es über mir laut. Einem der Soldaten war offenbar aufgefallen, daß jemand vor dem Tor stand, der höchste Ehrerbietung zu erwarten hatte. Einen Arkoniden warten zu lassen, das hätte den Mann zu Orbanaschols Zeiten vielleicht den Kopf gekostet.

Jana D'Alessandro hatte genau gesehen, wie ich vorgegangen war. Sie rümpfte die Nase.

„Widerlich“, sagte sie. „Sie haben die reinsten Herrenmenschenallüren.“

„Erstens bin ich kein Mensch“, sagte ich knapp. „Und zweitens beinhaltet der Begriff Arkonide diesen Vorrang. Ich kann nichts dagegen tun, es ist eine Tradition von Tausenden von Jahren im Großen Imperium, daß selbst arkonidische Raumkadetten auf Kolonialplaneten auftreten wie Renaissanceherzöge.“

„Trotzdem ist es widerlich“, beharrte Jana. „Es verletzt die Würde dieser Menschen.“

„Da haben Sie natürlich recht“, gab ich ihr zu.

Unterdessen war der Wachhabende offenbar aus seinem Mittagsschlummer erwacht. Ich hörte eine junge, sich förmlich überschlagende Stimme Befehle erteilen. Langsam und kreischend schwangen die bronzenen Torflügel auf. Die Wachen öffneten das ganze Tor, obwohl die kleine Mannpforte völlig gereicht hätte, uns durchzulassen.

„Ehre, wem Ehre gebührt“, spottete Jana.

Die Wachsoldaten erschienen im Eingang, klapperten mit den Waffen und nahmen Haltung an. Der Offizier - prächtig gewandet, sehr jung und vermutlich von Adel - schrie weiter Befehle. Er war sehr aufgeregt. In den Gesichtern der Wachsoldaten spiegelte sich die Empfindung, die ich so oft bei Kolonialvölkern hatte sehen können. Es war eine Mischung aus Angst und Wut. Angst vor den Launen der hohen Herren, denen man zu gehorchen hatte, und eine gehörige Portion Wut angesichts von soviel Arroganz und Überheblichkeit.

Ich ging nicht durch das Tor - ich schritt. „Benehmen Sie sich, wie es sich in diesem Fall gehört - hoheitsvoll!“ raunte ich Jana zu.

„Pah“, machte Jana und schnitt dazu ein verächtliches Gesicht - also genau die Grimasse, die in diesem Augenblick gebraucht wurde.



Die Wachsoldaten präsentierten ihre Speere und sahen sich gegenseitig in die Augen. Wir stolzierten durch die Gasse, die für uns gebildet worden war. Ich gönnte dem jungen Offizier eine huldvoll-herablassende Handbewegung, dann ging ich einfach weiter.

Das lärmende Zeremoniell vollzog sich noch zwei weitere Male. Allerdings fiel die Begrüßung von Mal zu Mal weniger demütig aus - es gab eine sorgsam abgestufte Rangordnung innerhalb der Festungstruppen, und die Wachen der inneren Abschnitte waren etwas selbstbewußter als ihre Kollegen am äußeren Tor.

Zwischen den einzelnen Mauern lagen weite, offene Plätze. Hier wurden an den dafür bestimmten Tagen die großen Märkte abgehalten, hier wurden Sklaven verkauft, hier rollten die Köpfe, wenn es der Laune des Fürsten gefiel, wieder einmal Blut fließen zu lassen. Der Boden zwischen den Mauern war grob gepflastert, das Muster ergab eine große Sternkarte der Umgebung der Sonne Apon. Im Hintergrund sah ich Soldaten beim Exerzieren; die heiseren Rufe der Ausbilder hallten in den Torbögen.

„Ich komme mir vor“, murmelte Jana plötzlich, „als hätten wir uns im Jahrtausend geirrt. So muß es früher einmal auf der Erde ausgesehen haben, damals, als Babylon die Welt beherrschte und die Pharaonen Ägyptens den Göttern ähnlicher schienen als den Menschen.“

Ich preßte die Lippen aufeinander.

Mit ungeheurer Wucht bestürmten mich Bilder, Klänge, Gerüche - Erinnerungen an Menschen, Orte und Ereignisse der Vergangenheit. Ich hatte unendlich viel erlebt auf der Erde. In vielen Fällen hatte ich Wendepunkte der Menschheitsgeschichte erlebt, wenn nicht gar mitgestaltet. Auch jetzt, hier in diesem Augenblick auf Aponti II, wurde wieder Menschheitsgeschichte geschrieben - besser noch: sie wurde gemacht. Von dem, was mir gelang oder fehlschlug, würde vieles abhängen für die Menschen des Planeten Terra.

„Der Vergleich stimmt“, sagte ich mühsam beherrscht. War es Absicht, daß Jana mein fotografisches Gedächtnis ansprach, oder Zufall? Das Extrahirn schwieg zu diesem Problem. „Er stimmt aber nur teilweise. Die Hochkulturen der Antike wußten es nicht besser. Hier aber steht ein hochtechnisiertes Imperium hinter dieser malerischen Kulisse.“

„Arkon?“

„Das Große Imperium“, korrigierte ich.

Eine zehnköpfige Wache nahm uns in Empfang am Tor zum eigentlichen Palast. Ullinnas Unterkunft sah im Innern erheblich freundlicher aus, als die Mauern vermuten ließen. So wehrhaft und uneinnehmbar, so schroff und abweisend die Festung auch wirkte - der Zentrumsbereich erinnerte stark an Puthors Unterkunft. Wir schritten durch ausgedehnte Gärten und hörten Wasser plätschern. Es gab Nischen und Winkel, Lauben und künstliche Grotten. In einigen Bereichen wurde musiziert; der Klang erinnerte an orientalische Musik, an indische Lieder, wie ich sie einige Male hatte hören können.

Auf Schritt und Tritt umgab uns Luxus. Teilweise konnte man den Aufwand nur abschätzen, wenn man die Lebensbedingungen dieses Planeten kannte. Nur wer wußte, wo die dazu nötigen Steinbrüche lagen, konnte die Pracht des marmornen Bodens in einer Laube bewundern - er wußte, daß das Gestein auf Lastgämmeln durch die Wüste geschleppt worden war. Und dabei war sicherlich nicht nur viel Schweiß vergossen worden.

„Ist der Fürst in seinem Palast?“

Der Anführer unseres Begleitkommandos nickte eifrig. Er hatte sichtlichen Respekt vor mir. Die Gefühle, die einige seiner Untergebenen für Jana hegten, waren weniger

unterwürfig, im Gegenteil. Einigen Soldaten schien die junge Frau ganz besonders zu gefallen; ihre Blicke ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Um den Palast erreichen zu können, mußten wir praktisch die gesamten Gartenanlagen durchqueren. In den Gesichtern der Wachsoldaten war angedeutet der Neid zu erkennen, der diese Menschen erfüllen mußte. Für sie war dieser Luxus selbstverständlich nicht bestimmt - sobald ihre Dienstzeit beendet war, würden sie zurückkehren müssen in die trübe Verlassenheit ihrer heimatlichen Stadtviertel.

„Vergessen Sie ihren Sozialrevolutionären Eifer“, ermahnte ich Jana. „Ich warne Sie - wenn Sie mir Schwierigkeiten machen, werde ich unnachsichtig. Dafür steht zu viel auf dem Spiel.“

„Wem sagen Sie das?“ antwortete die junge Frau grimmig.

Das Tor des aufrechten Löwen. Wir mußten dort anhalten, damit der Zeremonienmeister Zeit fand, den Fürsten auf unsere Ankunft vorzubereiten. Wir konnten in der kurzen Pause die prachtvolle Bronzearbeit des Tores bewundern. Es zeigte im Flachrelief einen weit überlebensgroßen Löwen, der sich von seinem irdischen Namensverwandten hauptsächlich in der Farbe des Felles unterschied - die Löwen im Küstenbereich waren hauptsächlich grünhäutig, damit sie sich im dichten Gras des Küstenlandes besser auf die Lauer legen konnten.

Zur Seite blickend sah ich eine Mauer, deren Sinn und Zweck mir nicht sofort klar wurde. Ich deutete auf die hohe Ziegelwand.

„Was ist das?“ fragte ich einen der Wachsoldaten.

„Das Theater“, bekam ich zur Antwort.

Meine nach Jahrhunderten zählende Erfahrung und reine Logik brachten mich schnell zu der Einsicht, daß der Fürst dort mitnichten ein Gebäude hatte errichten lassen, in dem Dramen oder modernes Ballett vorgeführt wurde. Ich war sicher, daß Urlinna Kampfspiele jeder anderen Art von Belustigung vorzog.

Irgend jemand im Innern des Palastes spielte schauerlich auf einer Fanfare. Auf dieses Zeichen hin wurden die Flügel des Portals zur Seite geschwenkt. Eine neue Garde nahm uns in Empfang, und aus dem Innern wehte uns ein kühler Lufthauch entgegen. Solche Temperaturen waren hierzulande auf normalem Wege nicht zu erreichen. Der Fürst hatte sich den Luxus einer hochmodernen Klimaanlage erlaubt, die in der Mittagszeit wahrscheinlich auf Hochtouren lief.

Mit den grimmigen Gesichtern, die ich bei so vielen Wachsoldaten gesehen hatte, begleiteten uns die acht Lanzenträger durch das Portal und in die Hallen der Säle des Palastes. Die Spitzen der Lanzen waren versilbert, auch andere Teile der Bewaffnung deuteten mehr auf Zierwaffen hin, denn auf ernsthafte Kriegsinstrumente. Ich sah, wie der Offizier auf meinen Impulsstrahler schielte. Angesichts meiner erkennbaren Abkunft vom Hauptplaneten des Großen Imperiums unterließ er es, mich um die Waffe zu bitten. Ich war gespannt, wie der Fürst darauf reagieren würde.

Urlinna saß beim Mittagmahl, als wir ihn zum erstenmal sahen.

Er hockte auf einem prunkvollen Sitzmöbel, das bei jeder Bewegung vernehmlich ächzte. Vor ihm stand, von zwei gleichfalls verzierten Holzböcken gestützt, eine lange Tafel. Das Silbergeschirr war unter der Fülle der Speisen kaum zu erkennen.

„Willkommen, Erhabener“, brachte Urlinna hervor. Er winkte mir leutselig mit einem angenagten Geflügelbein zu.

„Setzt Euch, und wenn Ihr wollt, eßt! Es ist genug da für alle!“

Einstweilen speiste Urlinna allein, und wie er speiste...

Einen Augenblick lang kochte die Wut in mir hoch, einen Augenblick lang hatte ich vergessen, was ich in zehn Jahrtausenden auf der Erde gelernt hatte. In diesem kurzen Augenblick war ich wieder Arkonide von Geblüt, und es war eine

Unverschämtheit ersten Ranges, einen Arkoniden solcherart zu begrüßen. Vorgeschrieben waren für barbarische Duodezfürsten verschiedene Kniefälle, entsprechend dem Rang des arkonidischen Gastes. Daß ein Barbarenhäuptling einfach sitzenblieb... Ich lächelte zurückhaltend.

„Danke“, sagte ich. Mit einer Handbewegung forderte ich Jana auf, an der Tafel Platz zu nehmen.

Urlinna wurde weiß.

Meine Geste hatte getroffen. Jana war, wie ihr Teint und ihr Haar auswiesen, keine Arkongeborene. Und auf diesem Planeten zählten Frauen ohnehin nicht viel. Daß ich Jana aufforderte, sich an die Tafel zu setzen, selbst aber stehenblieb, war eine lautlose, aber nichtsdestotrotz wuchtige Ohrfeige für den schmatzenden Fettwanst, dessen Obergewand jederzeit als Speisen- und Getränkekarte hätte dienen können. An Urlinnas Verfärbung ließ sich mühelos ablesen, daß meine Beleidigung verstanden worden war.

Ich schnippte mit den Fingern, und sofort eilte einer der Pagen herbei. Wortlos deutete ich auf die große Karaffe auf dem Tisch. Der Page nickte und beeilte sich, mir den Becher zu füllen, den ich ihm zeigte. Ich sah, wie Urlinna tief Luft holte und sich sein Gesicht wieder mit Blut füllte. Sein Becher war auf der Tafel bestens zu erkennen gewesen. Daß ich ihm sein Trinkgefäß beließ - ich hatte auf den Becher unmittelbar daneben gedeutet -, schien Urlinnas Seelenruhe wiederhergestellt zu haben. Der Wein war erträglich. In größeren Mengen verschaffte er einen handfesten Rausch, und das war, nach dem Geschmack zu urteilen, das eigentliche Ziel, das Urlinna beim Genuß dieses Getränks anstrebte.

„In welcher Form, Erhabener, vermag ich Euch zu Diensten zu sein?“

Er dachte nicht daran, seine Mahlzeit zu unterbrechen oder gar zu beenden. Im Gegenteil, er schlang weiter in sich hinein, was immer ihm zwischen die fettglänzenden Finger fiel.

Perry Rhodan hatte mit Hunderten von Dokumenten vorgelegt, um mir beweisen zu können, daß es das Arkon, wie ich es gekannt hatte, nicht mehr gab. Wenn ich an der Datenfülle noch die geringsten Zweifel gehabt hätte, diese wenigen Augenblicke in Urlinnas Gesellschaft hätten mich restlos überzeugt. Es war nicht zu glauben, wie sehr das Große Imperium heruntergekommen war. In seiner Glanzzeit hätte Urlinna längst den Kopf zwischen den Füßen gehabt.

„Ich habe keine besonderen Wünsche“, log ich. „Ich reise durch das Imperium zu meinem Vergnügen, um mich zu zerstreuen.“

„Lobenswert“, befand Urlinna freundlich. „Überaus lobenswert. Ich habe allerdings nichts von der Landung Eurer Jacht gehört, obwohl meine Diener Anweisung haben, mich schnellstens zu informieren, wenn ein Erhabener von Arkon die Güte hat, unsere bescheidene Welt aufzusuchen.“

Er konnte mich nicht täuschen. Seine Frage sollte beiläufig klingen, aber er hatte seine Stimme nicht völlig in der Gewalt. Der lauernde Unterton war deutlich zu hören. Schließlich war dies nicht das erste Verhör, dem ich hatte standhalten müssen.

„Ich bin auf der anderen Seite der Wüste gelandet, in Garpheyl. Mich reizte das Abenteuer einer Wüstendurchquerung.“

In Wirklichkeit war der Frachter, der mich nach Aponti II gebracht hatte, dort niedergegangen, weil Garpheyl sein Zielhafen gewesen war. Ganz unlieb war mir dieser Umweg allerdings nicht gewesen. Erkennbare Hast und Eile hätte meinen Gegner warnen können.

Ich nahm einen Schluck von dem Wein.

Über den Rand des Bechers hinweg sah ich mir Urlinnas Tafelgenossen an. Es waren in der Hauptsache Frauen, die sich scheu im Hintergrund hielten, die meisten

von ihnen noch ziemlich jung und mit verängstigten Gesichtern. Die Blicke, mit denen sie Jana streiften, verrieten Neid und eine gewisse Portion Mitleid. Jana nahm bescheiden von den Speisen, für mich hatte sie keinen Blick übrig.

Der wonnesame Knabe Curran hatte sich den Platz an der Schmalseite der Tafel ausgesucht. Es war erstaunlich, wie verwüstet die Gesichtszüge eines achtzehnjährigen jungen Mannes aussehen konnten. Curran wirkte, als habe er schon als Wickelkind einen ausschweifenden Lebenswandel geführt. Meinen kurzen, scharfen Dialog mit seinem Vater hatte er boshaft lauernd verfolgt. Wahrscheinlich wartete er insgeheim darauf, daß Urlinna mich reizte, bis ich die Beherrschung verlor. Curran konnte es nur lieb sein, wenn ich ihm die blutige Arbeit abnahm, seinen Vater aus dem Weg zu räumen.

Links neben Curran saß eine Frau, deren Gesicht ich nicht erkennen konnte. Sie war eine von vier Frauen, die einen dichten Schleier trugen. Der Figur nach zu schließen, war sie noch jung, während die anderen drei Schleierträgerinnen ziemlich fett geworden waren.

Urlinna erleichterte sich mit einem lautstarken Rülpsen, dann klatschte er in die Hände.

Sklaven erschienen und hoben die Tafel auf.

Der Gedanke, daß andere vielleicht noch Hunger hatten, war dem Potentaten offenbar nicht gekommen. Auf der anderen Seite ließ sich ausrechnen, daß die Zeit, die Urlinna zum Stillen seines Hungers brauchte, für Normalmenschen doppelt und dreifach genügte.

Urlinna verzog das feiste Gesicht.

„Darf ich Euch, Erhabener, eine Lustbarkeit anbieten? Für diesen Nachmittag sind Zirkusspiele angesetzt.“

Ich nickte mühsam.

Ein eisiger Schrecken saß mir in den Gliedern. Die Erinnerung war blitzartig aufgestiegen... Rom, der Circus Maximus, die Schule der Gladiatoren in Padua... Publius Thrax, der Retiarius... das gellende Schreien der Meute, wenn einer der Kämpfer fiel. Wenn einer, der nicht mit Helm und Visier antrat, seinen Kampf verlor, forderte die Menge stets sein Leben - denn man konnte sein Gesicht sehen, wenn er starb.

Mit äußerster Anstrengung gelang es mir, die Erinnerung an das Rom der Kaiserzeit zurückzudrängen.

Jetzt zählte nur die Zukunft.

## 7.

Er hörte auf die Kodebezeichnung RGX-43567/a-II.

Er war ein Roboter, eine Maschine. Zu dieser Maschine gehörten drei hochspezialisierte Positronengehirne, die hervorragend zusammenarbeiteten. Das eine dieser Gehirne wertete die Strukturerschütterungen aus, die bei jeder Transition entstanden und sich mit Überlichtgeschwindigkeit im Raum ausbreiteten und jedem verrieten, wo ein Raumschiff das Gefüge des Normalraums durchbrochen hatte. Diese Positronik war unter anderem mit dem Sonderauftrag versehen worden, speziell den Raumschiffen der Terraner nachzuspüren. Zwar verwandten die Terraner Schockabsorber, die Strukturerschütterungen unterdrückten, aber die Positronik verfolgte dennoch jede anmeßbare Schiffsbewegung.

So hatte der Strukturtaster auch nicht angeschlagen, als im Raum der Sonne Apon plötzlich ein Kleinraumschiff aufgetaucht war. Erst die Massetaster des Roboters

hatten die Anwesenheit des kleinen Schiffes feststellen können. Für einen Roboter mit seinen Fähigkeiten war es ein Kinderspiel, logisch herauszufinden, daß es sich bei dem Kleinraumschiff nur um eine Einheit der Terraner handeln konnte.

RGX-43567/a-II hatte - unter anderem - spezielle Anweisungen für diesen Fall. Der Raum der Sonne Apon gehörte nicht zum gemeinsamen Aufmarschgebiet der Raumflotten der Terraner und der Arkoniden. Terraner hatten hier nichts zu suchen.

Organische Lebewesen hätten in diesem besonderen Fall vielleicht Geduld gezeigt oder Nachsicht. Aber solche Regungen waren einer Positronik fremd. Im Gegenteil - auf einem solchen Präzedenzfall hatte die Maschine nur gewartet.

Entsprechend der unmittelbaren Anweisung von Arkon gab das erste der drei Positionengehirne die Anflugdaten an das zweite Gehirn weiter. Dieser Rechner kannte nur eine Aufgabe - das Abschießen von anfliegenden Raumschiffen. War ein solches Schiff von dem ersten Rechner zum Abschuß freigegeben, handelte Rechner 2 nach eigenem Ermessen. Darauf eingestellt, mit der Energie hauszuhalten, verschwendete das Positronengehirn keinen zweiten Schuß, nachdem bereits die erste Salve im Ziel gesessen hatte.

Das dritte Positronengehirn war mit der Aufgabe betraut, sich nur dann zu aktivieren, wenn die beiden anderen Rechner bereits in Tätigkeit getreten waren. Es hatte nur den einen Auftrag, diese Aktivität per Hyperfunk an den Robotregenten auf Arkon III zu melden. Nachdem es diese Aufgabe gelöst hatte, schaltete es sich selbst und die beiden anderen Rechner wieder ab. RGX-43567/a-II hatte seine Aufgabe erfüllt.

Es gab fünfzehn solcher automatischer Abwehrforts auf dem Planeten Aponti II. Zur Abwehr einer Invasion waren sie nicht geeignet, wohl aber dazu, mittelschwere Einheiten von unerlaubten Besuchen dieser Welt abzuhalten. Ihre eigentliche Aufgabe bestand darin, Aponti II vor Piraten und anderem Gesindel zu schützen.

Es gab auf vielen Planeten des Großen Imperiums solche Abwehrforts, und das Große Imperium trug seinen Namen nicht zu Unrecht. Es umfaßte Tausende von Welten.

Entsprechend groß war die Anzahl von Meldungen, die Tag für Tag, Woche für Woche, auf Arkon III eintrafen. Dort wurden sie zunächst einmal gespeichert.

So riesenhaft der Robotregent von Arkon auch war, selbst diese gigantische Positronik arbeitete mit Wichtigkeitsstaffelung. Erst wenn alle anderen Aufgaben vordringlichen Charakters gelöst waren, konnte der Gigantrechner Kapazität für minder wichtige Dinge freimachen. So wurde auch die Meldung von RGX-43567/a-II zunächst einmal grob ausgewertet - Ergebnis: kein Großangriff auf Aponti II, also unwichtig - und dann zu den Akten gelegt.

Das Riesengehirn des Robotregenten war damit beschäftigt, die Operationen seiner Raumflotten zu koordinieren, und diese Aufgabe belastete das Gehirn in ganz besonderem Maße. Daher blieben viele nebensächliche Arbeiten einstweilen liegen - tagelang, und das hieß bei einem Rechner dieser Größe und dieser Leistungsfähigkeit einiges.

In einem Punkt aber unterschied sich die Bürokratie eines Gigantrechners von der organischer Wesen - auf beiden Instanzwegen wurde ab und zu etwas verzögert. Beim Robotregenten aber konnten keine Akten verschwinden, dort geriet nichts in Vergessenheit.

Und so erfuhr der Robotregent auch, daß eines der automatischen Forts des Planeten Aponti II im System Apon ein terranisches Kleinraumschiff abgeschossen hatte.

Diese Tatsache verwunderte den Robotregenten. Er wußte nicht, was die Terraner ausgerechnet in diesem vergessenen Sonnensystem zu suchen hatten. Der Rechner überprüfte die Daten über die Invasion aus einem fremden Universum und fand heraus, daß der Fall Aponti II garantiert nichts mit der Überlappungsfront der Druuf zu tun hatte. Damit stieg die Verwunderung des Regenten - vor allem, weil er bei einer kurzen Nachfrage an die Speicher feststellte, daß von Aponti II keine weiteren Meldungen vorlagen.

Wenn der Rechner auch nicht sehr viel von den Terranern wußte - er hätte ganze Sonnensysteme für brauchbare Daten, beispielsweise für die galaktonautischen Koordinaten, verschenkt - so war ihm doch im Lauf der Zusammenarbeit mit dem Völkchen der Terraner eines klargeworden:

Niemand in der Galaxis schoß ganz einfach ein terranisches Raumschiff ab, ohne daß die Terraner nicht früher oder später erschienen und energisch nachfragten, - was aus dem Raumschiff geworden sei und wieso überhaupt...

Die Springer beispielsweise - der Regent konnte Stapel voller Wehklagen vorweisen - konnten ein trauriges Lied davon singen, was jemandem blühte, der sich mit den Terranern einließ. Die Klügeren unter den Galaktischen Händlern hatten mittlerweile eingesehen, daß man die Terraner besser in Ruhe ließ.

Um so erstaunlicher war, daß vor Tagen bereits ein terranisches Kleinraumschiff über Aponti II abgeschossen worden war, ohne daß sich danach auch nur das geringste auf diesem Planeten zugetragen hatte.

Der Regent handelte mit der ihm eigenen Gradlinigkeit. Er schickte eine kleinere Einheit los, die sich im System der Sonne Apon einmal umsehen sollte.

Von Arkon III, der Welt des Krieges, startete ein Kleiner Kreuzer und nahm Richtung auf das System der Sonne Apon.

Bereits der Großvater des jetzigen Tyrannen mußte Grund gehabt haben, die Wut der von ihm Beherrschten zu fürchten. Unter seiner Herrschaft war der Circus erbaut worden, und die Technik der Anlage verriet überdeutlich, wie die Machtverhältnisse lagen.

Das Amphitheater erhob sich am Rand des Flusses. Eine der Begrenzungsmauern war identisch mit der Stadtmauer. Vom Palast her gab es nur einen Zugang, eine schmale Gasse, die leicht abgeriegelt werden konnte. Zehn Schwebewaffnete konnten hier mit Leichtigkeit einen Angriff abschlagen, gleichgültig wie stark dieser Angreifer war.

Das Publikum mußte, wenn es die Spiele sehen wollte, einen gewaltigen Umweg in Kauf nehmen. Es mußte außen um den gesamten Palastbereich herumgehen, dann einem gleichfalls sehr schmalen Pfad folgen und sich dann durch die Einlässe zwängen, die in der Nähe des Flußufers lagen. Die Trennung zwischen fürstlichen und normalen Zuschauern war unerbittlich und nahezu perfekt. Urlinna und sein unmittelbares Gefolge saßen in einer Loge, die von außen nicht zu erreichen war. Rechts und links von dieser Ehrenloge hatte je eine Hundertschaft Bewaffneter Platz genommen. Einen deutlicheren Hinweis auf das Ausmaß der Liebe zwischen Volk und Herrscher konnte man sich kaum denken.

„Barbarisch“, murmelte Jana, als wir die Loge betraten.

„Klassisch!“ gab ich flüsternd zurück. „Das Kolosseum hat ähnlichen Zwecken gedient.“

Das Publikum saß bereits seit Stunden auf den Plätzen. Es gab große Sonnensegel, die den Menschen Schatten spendeten. Ich sah, wie Urlinna den Mund öffnete, dann zu mir hinüberschielte und den Mund wieder schloß. Ich vermutete, er hatte eine Anweisung geben wollen, die das Volk ärgern sollte - beispielsweise das

Zurückziehen der Sonnensegel, damit das Volk in der Mittagssonne saß und schmorte. Urlinna schien den Wahlspruch des Caligula zu kennen - „Oderint dum metuant“, hatte der Caesar gesagt, „Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten!“

„Ist das Blut?“

Jana deutete auf bräunliche Flecken, die das helle Gelb des Arenabodens unterbrachen. Ich zuckte mit den Schultern, obwohl ich mir fast sicher war, daß es sich bei den Verfärbungen um getrocknetes Blut handelte. Am liebsten wäre ich gegangen, aber ich durfte jetzt keinerlei Gemütsregung zeigen. Ein Arkonide, der sich entsetzte, wenn Barbarenblut floß, war auch in dieser Zeit kaum denkbar.

Urlinna behandelte uns als Ehrengäste. Wir durften an der Brüstung Platz nehmen. Von dort aus hatten wir einen vorzüglichen Überblick.

Ich schätzte, daß sich fast ein Drittel der Bewohner Hylans im Stadion eingefunden hatte - knapp dreißigtausend Menschen, die erwartungsvoll auf den gelben Sand herabsahen.

Ich hatte Mühe, meine Erinnerungen zu unterdrücken. Die Impulse des fotografischen Gedächtnisses kamen mit schmerzhafter Stärke. Ich hatte damals zuviel erlebt, erfahren, erlitten. Wer einmal unten in der Arena gestanden hatte, wessen Leben einmal von der Laune eines geisteskranken Tyrannen oder einer nicht minder blutgierigen Meute von Großstadtparasiten abgehangen hatte, der vergaß solche Erfahrungen nicht.

Urlinna hob die ringgeschmückte Rechte. Die Spiele konnten beginnen. Ich sah, daß Jana bleich wurde.

„Reißen Sie sich zusammen!“ zischte ich.

Urlinna lehnte sich zur Seite, stützte sich mit dem rechten Arm auf und erkundigte sich wie beiläufig:

„Woher habt Ihr die Sklavin, Gebieter? Ist sie feil?“

„Eine Eingeborene des Planeten Terra“, antwortete ich nachlässig. Ich sprach laut genug, daß jeder im Umkreis von zehn Metern mich verstehen konnte. „Ein ziemlich wildes, ungebärdiges Völkchen. Nun, es wäre eine Frage des Preises, ob ich mich von ihr trenne.“

Ich sah, wie sich Janas Rückenmuskeln versteiften.

„Ich bitte um ein wenig Vertrauen“, sagte ich leise und nur für Jana bestimmt. Sie senkte, ohne mich anzusehen, den Kopf. Ich begann die Intelligenz und den Mut dieser Frau zu bewundern; ich hütete mich allerdings, diese Bewunderung zu deutlich zu zeigen.

„Womit könnte ich Euch eine Entschädigung bieten?“ erkundigte sich Urlinna scheinheilig.

In der Arena waren Karren aufgetaucht, von halbwilden Gammeln gezogen. Offenbar sollte es ein Wagenrennen geben. Ich war erleichtert. Wenigstens floß vorerst kein Blut.

„Gelüstet es Euch nach edlen Steinen? Kostbarem Rauchwerk? Seltenen Schwingquarzen?“

„Wir werden sehen“, lehnte ich vorläufig ab. „Eine Frage am Rand, Fürst. Ich habe in den letzten Tagen keine Neuigkeiten aus dem Imperium hören können? Ist Wichtiges vorgefallen? Habt Ihr Nachricht von bedeutsamen Vorgängen? Ist vielleicht außer mir noch ein Fremder zu Gast in Eurem Haus, der mir Auskunft geben könnte? Ich wüßte zu gern, welche neuen Fiktivspiele sich der junge Zoltral hat einfallen lassen.“

Wenn mein Mann im Gefolge des Fürsten zu suchen war, dann hatte ich ihm zwei mehr als deutliche Hinweise gegeben. Zum einen kannten im Großen Imperium nur

die wenigsten den Namen Terra. Der Robotregent und die Springer hatten wenig Interesse daran, den Ruhm ihrer Gegner zu verbreiten. Und zum anderen mußte der unbekannte Gegner den Namen Zoltral kennen. Die Sippe der Zoltral gehörte zu den vornehmsten Adelsgeschlechtern auf Arkon, sie hatte zahlreiche berühmte Imperatoren des Großen Imperiums gestellt - und eine Frau aus dem Geschlecht der Zoltral war Perry Rhodans Frau gewesen. Und für Thora war jenes Serum der Unsterblichkeit bestimmt gewesen, nach dem die Männer und Frauen der Galaktischen Abwehr gejagt hatten. Der Mann, den ich suchte, hatte sich durch Mord in den Besitz dieses Serums gesetzt. Er hatte zu dem Forscherteam gehört, das an dem Serum gearbeitet hatte - folglich mußte er diesen Namen kennen.

Ich konnte beim Gefolge des Fürsten keinerlei Reaktionen feststellen. Und auch Urlinna selbst machte kein Gesicht, daß darauf hätte schließen lassen, er kenne das Geheimnis der Unsterblichkeit. Urlinna zuckte mit den Schultern.

„In der letzten Zeit seid nur Ihr gekommen, Erhabener“, antwortete er arglos. „Ich will aber gern anfragen, was sich in den Weiten des Imperiums zugetragen hat. Und auch nach den neuesten Werken dieses... wie sagtet Ihr?“

„Zoltral“, wiederholte ich laut.

„Auch danach werde ich fragen lassen. Ihr seid mein Gast, Euch soll es an nichts fehlen. Was immer Ihr wollt, es wird Euch gebracht werden!“

Bei der zweiten Nennung des Namens Zoltral war wieder keine Reaktion zu spüren gewesen. War ich am Ende doch auf der falschen Fährte?

„Die Wahrscheinlichkeit ist gering“, erklärte mir mein Logiksektor.

Ich konnte nicht mehr tun, als mich auf diese Auskunft verlassen. Das Zusatzorgan dachte kälter, logischer und konsequenter, als ich es vermochte. Vor allem konnte es auf die zahlreichen Informationen zurückgreifen, die in meinem fotografischen Gedächtnis gespeichert waren; wenn der Logiksektor des Extrahirns zu einer Aussage kam, konnte ich mich in aller Regel auf diese Erkenntnis verlassen.

„Der Hinweis auf Batwyng war eindeutig“, setzte das Extrahirn den Gedanken fort. „Mercant würde niemals Hirngespinsten nachjagen.“

Daraus ergaben sich logische Konsequenzen. Wirklich erfolgreich konnte der Verbrecher nur in der Nähe des Fürsten sein. Er war also irgendwo in der Umgebung Urlinnas zu suchen. Vielleicht saß er mir zum Greifen nahe, ich wußte es nur nicht.

Unauffällig sah ich mich um.

Während in der Arena das erste Wagenrennen stattfand, waren die Zuschauer derart angespannt, daß niemandem meine Beobachtungen auffallen konnten. Die meisten Männer in der Ehrenloge - etwa zwei Dutzend - sahen aus, als könnten sie von der Erde stammen. Das lag daran, daß Aponti II und Terra sich in einigen Punkten recht ähnlich waren. Wenn mein Gegner eine Höhensonne benutzt hatte, dann war er äußerlich von einem Bewohner Apontis nicht zu unterscheiden. Einmal mehr tauchte in mir der vage Verdacht auf, Erdmensen und Arkoniden sowie Arkonidennachfahren seien auf geheimnisvolle Weise miteinander verwandt. Drei der männlichen Zuschauer waren nach meiner Ansicht zu jung. Sie konnten keinen so verantwortungsvollen Posten in der medizinischen Forschung bekleidet haben - obwohl die Terraner auch auf diesem Gebiet zu Entscheidungen fähig waren, die auf Arkon helles Entsetzen ausgelöst hätten. Dort hätte selbst ein unbestreitbares Genie seine Jahrzehnte abwarten müssen, bevor es einen angemessenen Posten bekommen konnte.

Vier weitere Männer schied ich aus meinen Betrachtungen aus, weil sie mir zu alt und grau erschienen. Sie waren über die erfolgreichen Jahre weit hinaus und durften nur ihres hohen Alters wegen die Circusspiele aus der Ehrenloge betrachten. Sie blinzelten träge und machten einen eher stumpfsinnigen Eindruck.



„Das kann täuschen“, mahnte der Logiksektor.

Es blieben insgesamt dreizehn Männer, die als mögliche Täter in Frage kamen, nachdem ich auch noch zwei mit Schmucknarben verzierte Männer mittleren Alters und zwei Fettwänste ausgeschlossen hatte.

„Was habe ich gesagt?“ kreischte Urlinna los. „Die Blauen haben gewonnen. Her mit euren Chronners!“

Die Begleiter machten verdrießliche Gesichter, zückten aber ihre Börsen und bezahlten ihre Wettschulden. Ich vermutete, daß Urlinna dem Ausgang des Rennens ein wenig nachgeholfen hatte.

Die Gammel verließen müde die Arena, die fahlen Felle mit großflockigem Schweiß bedeckt. Der Fahrer des grünen Gespanns sah recht verängstigt aus, konnte ich feststellen.

„Ich habe eine Besonderheit zu bieten, Erhabener“, erklärte mir Urlinna. Sein feistes Gesicht strahlte. „Es ist mir gelungen, ein halbes Dutzend derneysischer Sandlöwen zu kaufen. Ich werde sie gegen einen Springdrachen von Hath'baron antreten lassen.“

Ich machte ein Gesicht, das Hochachtung ausdrücken sollte. Mir waren weder die Sandlöwen noch der Drache bekannt, aber es handelte sich offenbar um seltene und gefährliche Tiere. Corpkor fiel mir ein, der Tierbändiger...

„Bleibe in der Gegenwart!“ drängte der Logiksektor.

Die Erinnerungen verschwanden wieder. Ich steckte in einer psychologischen Ausnahmesituation, das war mir selbst klar. Nichts und niemand hätte mich daran hindern können, auf der Stelle ein Raumschiff anzufordern und nach Arkon zu fliegen - und auf eben diese Möglichkeit hatte ich zehn Jahrtausende gewartet. Kein Wunder, daß mich unablässig Erinnerungen bestürmten... an Arkon, an die Freunde, die mir geholfen hatten in meinem Kampf gegen den Brudermörder Orbanaschol, der meinen Vater ermordet und sich die Imperatorwürde angemaßt hatte. Erinnerungen an die Erde und die Abenteuer, die ich dort erlebt hatte...

Ein hölzernes Tor wurde in die Höhe gezogen. Lautlos schob sich die erste Bestie ins grelle Sonnenlicht.

Das Tier erinnerte tatsächlich entfernt an einen irdischen Löwen. Es hatte ein gelbliches Fell, trug eine dunkelbraune Mähne um den Hals und war mit Klauen und Zähnen bewaffnet, die von meinem sicheren Standort aus bedrohlich genug aussahen. Ein zweites Tier, dem allerdings die Mähne fehlte, schob sich ins Freie. Die Bestien fauchten leise.

Wenig später erschienen die restlichen vier Sandlöwen. Ich leckte mir die trocken gewordenen Lippen. Wer oder was auch immer gegen diese Tiere anzutreten hatte, er würde keinen leichten Stand haben. Ich hatte einige Gefechte mit wilden Tieren hinter mir, aber es mit diesen Kreaturen aufzunehmen, traute ich mir dennoch nicht zu.

„Sie haben sechs Tage lang gehungert“, wußte Urlinna zu berichten. „Jetzt sind sie halb wahnsinnig vor Gier!“

Fauchend und scharrend bewegten sich die Sandlöwen am Rand der Arena entlang und streckten sich im Schatten der Ehrenloge aus. Ab und zu äugten sie in die Höhe, mit Augen, in denen die Gier nach Fleisch deutlich zu lesen war.

Erneut traten die Fanfarenbläser in Aktion, die bereits Anfang und Ende des Wagenrennens ebenso lautstark wie unmusikalisch verkündet hatten. Was sie sich auf ihren Instrumenten zusammenspielten, war schandbar schlecht.

Sekunden später wurde das große Tor wieder geöffnet, durch das die Quadrigen in die Arena gekommen waren.

Der Drache von Hath'baron erschien.

Das erste, was zu sehen war, war der langgestreckte Schädel, der entfernt an ein Krokodil erinnerte, wäre er nicht von einem dunkelgrünen, stachelbewehrten Kamm geziert gewesen. Unmittelbar hinter dem Kopf des Drachen war eine gefleckte Hornplatte zu erkennen, die den Hals umschloß. Meine erste Assoziation war ein *Kung*. So wurde das Nackengestell genannt, das bei den Kökö-Mongolen Verwendung gefunden hatte. Es war eine Art transportabler Pranger gewesen. Für kurze Zeit hatte dieses Folterinstrument auch ein gewisser Temudschin, Sohn des Yessugai, getragen - den man wenig später Dschingis-Khan genannt hatte.

Sechs Gliedmaßen besaß der Springdrache, auf vieren davon lief er, die beiden vordersten Extremitäten konnte das Tier frei bewegen. Alle sechs Glieder waren mit gefährlich aussehenden Pranken versehen. Die Krallen waren handspannenlang.

Als letzte - vielleicht gefährlichste - Waffe diente der lange, geschuppte Schwanz des Springdrachens. An seinem Ende erkannte ich sechs Stacheln in Form eines V. Die Ähnlichkeit mit einem Stegosaurus drängte sich auf.

„Ihr gestattet?“

Ich nahm dem Fürsten das kleine Fernglas ab, bevor er noch zu einer Antwort ansetzen konnte. Das Glas bestätigte, was ich mit bloßem Auge bereits hatte erahnen können - die Spitzen dieser sechs Stacheln waren mit einer zähen, schwärzlichen Masse bedeckt, die feucht schimmerte. Es gehörte nicht viel Einfallsreichtum dazu, in dieser Paste ein hochwirksames Gift zu vermuten.

Ich gab dem Fürsten das Fernglas zurück. Er sah mich ziemlich entgeistert an, sagte aber nichts. Dann wandte er sich wieder dem Geschehen in der Arena zu.

Beide Tore wurden geschlossen, und mit erneuten Fanfarenstößen wurde der Beginn des Kampfes verkündet. Unmittelbar nach dem Signal wurde allgemeines Gemurmel hörbar.

„Wollt Ihr wetten, Erhabener? Wer den Kampf gewinnen wird?“

Ich nickte nachdenklich.

„Warum nicht“, sagte ich gönnerhaft. „Eine Million. Haltet Ihr dagegen?“

„Skalitos?“ ächzte Urlinna völlig entgeistert.

„Nicht doch“, antwortete ich leutselig. „Mit Bagatellen werde ich Euch nicht behelligen. Chronners, selbstverständlich.“

Ein Chronner war die größte Münzeinheit des Großen Imperiums. Sie war in Gebrauch seit mehreren Jahrzehntausenden, und seit ich als Verfemter mit einer Handvoll Getreuen durch die Galaxis geirrt war, hatte sich an diesem Währungssystem praktisch nichts geändert. Ein Chronner enthielt zehn Merkon oder einhundert Skalitos.

Auf Arkon entsprach ein Chronner etwa dem Wert eines terranischen Solar, auf den Kolonialplaneten war der Wert unterschiedlich. Es verstand sich von selbst, daß die kleineren Welten erbarmungslos geschröpft wurden. Da sie nicht abschätzen konnten, was die Produkte, hinter denen sie her waren, auf Arkon kosteten, zahlten die Eingeborenen in der Regel ein Vielfaches von dem, was ein Arkonide bezahlt hätte. Es war die arkonidische Variante des alten irdischen Spielchens - Glasperlen gegen Elfenbein.

Aus Urlinnas Mimik konnte ich folgern, daß er ruiniert war, wenn er diese Wette verlor. Und mein Verstand sagte mir, daß anschließend das Volk von Hylan ruiniert war - denn wo der Fürst seine leere Kasse wieder auffüllen würde, verstand sich von selbst.

Urlinna nickte. Ob diese Geste beabsichtigt war, konnte ich nicht sehen. Es wirkte eher, als wolle er sich vergewissern, daß sein Gehör noch funktioniert.

„Und“, stotterte er hilflos, „auf welchen Kämpfer wollt Ihr setzen?“

„Auf den Drachen“, sagte ich schnell. „Ich wette, er wird die Sandlöwen besiegen. Ihr haltet die Wette?“

Wieder nickte Urlinna.

Auf dem Sand der Arena hatte der Springdrache damit begonnen, sich umzusehen. Er blieb sehr ruhig. Und sehr ruhig wurde es in den nächsten Minuten auch im Publikum. Die Nachricht von der sensationellen Wette hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet, und die Zuschauer waren leidgeprüft genug, sich ihren Reim auf das Geschäft zu machen. Sie wußten, wer diese Zeche zu zahlen haben würde.

„Werft Feuerwerk in die Arena“, schrie Urlinna. „Seht zu, daß der Kampf endlich beginnt.“

Der einzige, der nicht erbleicht war, als er von der Wette erfuhr, war Urlinnas Sprößling gewesen. Ja, ich glaubte sogar, den Anflug eines hämischen Grinsens auf dem Jünglingsgesicht Currans gesehen zu haben. Wahrlich, Vater und Sohn waren einander wert.

Die Arenagehilfen warfen mit kleinen Knallkörpern nach den Tieren. Der Drache reagierte als erster, peitschte mit dem gefährlichen Schwanz und ließ ein ohrenbetäubendes Gebrüll hören. Fauchend standen dann auch die Löwen auf.

Die Tiere waren nicht dumm - oder erfahren in dieser Art von Kämpfen. Sie verteilten sich sofort, um von verschiedenen Seiten aus angreifen zu können.

Der Drache ließ den Kopf langsam von einer Seite zur anderen pendeln, beobachtete die Löwen. Der Kamm war aufgerichtet, die beiden Pranken bewegten sich leicht. Die mörderischen Krallen waren deutlich zu erkennen.

Mit einem Satz, der über mehr als sieben Meter ging, sprang der erste Löwe den Drachen an, und sofort bewegte sich die Pranke des Drachen. Der Löwe landete mitten auf dem langen Schädel des Drachen, wurde aber im gleichen Augenblick von einem furchtbaren Prankenhieb zur Seite geschleudert. Sich mehrfach überschlagend, flog der Sandlöwe durch die Luft. Er landete mit der Instinktsicherheit, die Katzen überall zu eigen ist, auf den Beinen. Offenbar hatte das Tier eine Verletzung davongetragen, es stieß ein schmerzliches Brüllen aus.

Noch während der erste Angriff abgeschlagen wurde, setzte der zweite Sandlöwe zum Sprung an - und landete im Nacken des Drachen. Ich sah, wie die gelbellige Katze ihre Fänge in den Nacken des Drachen grub, der schmerzerfüllt aufbrüllte und mit Pranken und Schwanz zugleich um sich schlug.

Mit der rechten Pranke fegte er einen weiteren Angreifer zur Seite. Das stachelbewehrte Ende des Schwanzes landete im Nacken des Löwen, eine der Stacheln bohrte sich in den Körper des Sandlöwen. Der Schwanz zuckte zurück, der Löwe, am Stachel förmlich aufgespießt, flog mit, löste sich von dem Stachel und krachte im Flug gegen die Begrenzung der Arena, gefolgt von einem Aufschrei des Publikums. Noch einmal konnte sich das Tier nach dem Aufprall aufrichten, dann knickte es ein und fiel zur Seite. Ob das Gift oder die Wunde des Stachels dem Sandlöwen den Tod gebracht hatte, war nicht zu erkennen - allerdings begann sich der Körper des Löwen schon in den nächsten Augenblicken grünlich zu verfärben. Ich führte das auf die Wirkung des Giftes zurück.

Unterdessen war ein weiterer Sandlöwe aus dem Kampf ausgeschieden. Er war bei seinem Angriff dem Drachen buchstäblich ins weitgeöffnete Maul gesprungen, und dieser Fehler hatte den Angreifer im Bruchteil einer Sekunde das Leben gekostet.

Dafür aber war einem Sandlöwenweibchen ein entscheidender Schlag gelungen. In dem Augenblick, in dem das Ende des mörderischen Schwanzes den Boden berührte, war das Weibchen losgesprungen und hatte seine Kiefer in den Schwanz gegraben, unmittelbar vor dem Stachelbesatz. Der Drache hatte seine Waffe zwar sofort in die Höhe schnellen lassen, und das Löwenweibchen war mit hörbarem

Krachen auf dem Rücken des Drachen gelandet, aber es hatte nicht losgelassen. Es hatte den Biß verstärkt, und gleichzeitig war einer der Löwen dem rechten Hinterlauf des Drachens zu Leibe gerückt.

Der Erfolg stellte sich recht bald ein. Zu sehen war, daß das Ende des Schwanzes nun schlaff und wirkungslos herunterhing. Aus den Wunden sickerte dunkles Blut. Auch der attackierte Lauf des Drachens zeigte Schweiß.

Dann machte der Drache seinem Namen alle Ehre.

Mit einem gewaltigen Satz brachte er sich in Sicherheit, und er berührte den Boden in unmittelbarer Nähe des verletzten Sandlöwen, der den ersten Angriff geführt hatte. Ein fürchterlicher Hieb der krallenbewehrten Pranken - die Zahl der Angreifer war erneut vermindert.

Das Wutgebrüll der Sandlöwen klang zu den Tribünen herauf.

Ich sah zu Urlinna hinüber.

Der Tyrann war im Gesicht fast blutleer geworden. Seine Hände umklammerten die Knäufe der Sessellehne, die Knöchel traten weiß hervor. Der Sohn produzierte ein bösesartiges Grinsen.

Unten in der Arena nahm der Kampf seinen Fortgang, und von Minute zu Minute wurde deutlicher, daß Urlinna seine Wette wahrscheinlich verlieren würde.

Zwar war dem Drachen seine gefährlichste Waffe genommen, aber was blieb, genügte völlig, den Löwen zuzusetzen.

Das Publikum war totenstill. Mit steigendem Entsetzen verfolgte die Menge, wie eine ungeheure Schuldenlast auf das unterdrückte Volk von Hylan zukam. In diesem Augenblick reute es mich, die Wette überhaupt vorgeschlagen zu haben. Schon beugte ich mich zu Urlinna hinüber, streckte ich den Arm aus, um ihn anzustoßen...

... als ein Aufschrei durch die Menge ging. Die Menschen sprangen fast gleichzeitig von ihren Sitzen auf. Sie deuteten auf die Ehrenloge.

Mein Kopf fuhr herum, ich sah mich um, fand nichts. Da war nichts, was den Aufschrei begründet hätte. Nichts, was die bleichen Gesichter der Männer und Frauen neben mir erklärt hätte, nichts was...

Jetzt erst begriff ich.

Jana D'Alessandro war verschwunden. Und es gab für sie nur einen einzigen Weg, die Ehrenloge zu verlassen...

... den Weg über die Brüstung hinab, acht Meter tief... in die Arena.

## 8.

Schon zu Zeiten der großen Imperatoren des Großen Imperiums - also vor einigen Jahrtausenden - hatten viele unterworfenen, unterdrückten Völker gegen die Herrschaft Arkons gekämpft.

Es war ein Kampf, der nur selten an der Oberfläche geführt wurde. Gegen die Schlachtfлотten Arkons gab es kein Rezept - außer dem einer eigenen, noch größeren, noch stärkeren Schlachtflotte. Dem aber hatte Arkon frühzeitig einen Riegel vorgeschoben. Schiffswerften, vor allem solche, auf denen 800-Meter-Schlachtschiffe gebaut werden konnten, ließen sich im Herrschaftsgebiet des Großen Imperiums nicht verstecken. Alle Schiffsneubauten mußten von Arkon genehmigt werden.

Erst in neuerer Zeit war es Völkern gelungen, sich wirkungsvolle Waffen zu verschaffen.

Da waren die Springer, deren Frachtraumer in der Regel auch über eine beeindruckende Bewaffnung verfügten. Allerdings reichte diese Armierung nicht aus, einen ernsthaften Kampf mit einem Arkon-Schlachtkreuzer auszutragen.

Imponierender war da schon die Schlachtflotte der Überschweren, große Walzenraumschiffe, die nur dazu gebaut worden waren, Waffensysteme zu tragen. Die Überschweren übernahmen in der Regel das Bluthandwerk im Auftrag ihrer Brüder, der Springer. Aber auch die Flotten der Überschweren waren dem Robotregenten bestens bekannt - zudem war die Übermacht der Robotflotten Arkons so groß, daß die Springer noch einige Jahrtausende würden bauen müssen, um es mit den Flotten Arkons aufnehmen zu können. Dazu aber, das wußten Springer und Überschwere, würden es die Arkoniden niemals kommen lassen.

Und die anderen Völker, die Zaliter, Ekhoniden, Tulaner und wie sie alle hießen - sie waren naturgemäß nicht daran interessiert, die Herrschaft des Robotregenten gegen die Vormacht der Überschweren einzutauschen. Im Gegensatz zu den Springern, die über eine Geisteshaltung namens Humor verfügten und für etwas seltsame Späße bekannt waren, kannte der Robotregent nämlich keinerlei Leidenschaften. Er war nicht blutgierig, nicht grausam - er kannte keine Willkür, keine Launen. Er war, so merkwürdig das für die Betroffenen auch klingen mochte, der gerechteste Herrscher, den das Große Imperium jemals gekannt hatte.

Auf der anderen Seite aber kannte das gigantische Positronengehirn auf dem Kriegsplaneten Arkon III auch keinerlei positiven Gefühle. Wer gegen den Robotregenten arbeitete, starb - der Regent wußte nichts von Milde, von Nachsicht. Er war auch der unbarmherzigste, härteste und uneinsichtigste Herrscher, der über den Kugelsternhaufen M13 das Zepter geschwungen hatte.

Dennoch gab es Widerstand gegen die Herrschaft des Robotregenten. Es war ein lautloser Widerstand, ein Widerstand im Untergrund. Teilweise erschöpfte er sich darin, daß verbotene Zeitungen gedruckt und vertrieben wurden. In anderen kleinen Zirkeln wurden Themen diskutiert, die andernorts nicht offen angesprochen werden durften. Es gab eine Subkultur des Untergrundwitzes, der nur weitergeflüstert werden durfte. Es gab kleinere Waffensammlungen, ab und zu wurden Überfälle auf Einrichtungen des Robotregenten durchgeführt - der seinerseits solche Angriffe blutig an der Bevölkerung rächte.

Die wirkungsvollste Abwehr von Untergrundkämpfen bestand allerdings darin, in solche Organisationen einzusickern, sie von innen heraus aufzurollen. Die Taktik war nicht neu - schon die alte POGIM, die Geheimpolizei des Imperators Orbanaschol, war nach dieser Taktik vorgegangen. Und auch der Robotregent wußte - eine Geheimorganisation, die ihm bekannt war und behutsam von ihm selbst geführt und beaufsichtigt wurde, war weit weniger gefährlich als ein echter Untergrund, in den der Regent keine Spitzel einschleusen konnte.

Über fast neunzig Hundertteile der revolutionären Bewegungen im Großen Imperium war der Robotregent dank dieser Taktik bestens informiert - wenn man einmal davon absah, daß es da noch dieses überaus lästige Volk der Terraner gab, auf die der Regent bislang noch nicht seine schwere Hand hatte legen können.

Zu den Datenbergen, die vom Regenten pausenlos verarbeitet wurden, gehörten auch die Berichte, die von Tausenden von agents provocateurs geliefert wurden. Auch die Informationen dieser V-Männer wurden sorgsam ausgewertet.

Zudem gab es in den Milliarden von Schaltungen, die sich auf diesen Themenkomplex bezogen, auch eine Art positronisches Filter. Jede Nachricht aus dem Untergrund, die etwas mit den Terranern zu tun hatte, wurde automatisch mit Vorrang behandelt.

Es war nur dem ungeheuren Datenfluß zu verdanken, der von der Überlappungsfront der Druuf die Speicher des Regenten überschwemmte, daß die Nachricht von Urffthan IV erst sehr spät die Aufmerksamkeit der Hauptpositronik erregte.

Die Nachricht war nicht sehr leicht zu verstehen.

Sie besagte, daß vor einigen Tagen ein Frachter des Solaren Imperiums auf Urffthan IV gelandet war. Das war eine völlig normale Angelegenheit. Der Handelsverkehr zwischen Terra und dem Arkonimperium war nicht sehr groß, aber gleichmäßig und ruhig.

Wenig später aber war auch noch ein terranisches Kleinraumschiff erschienen. In diesem Fall war dem V-Mann des Robotregenten aufgefallen, daß es sich nicht um eine Privatjacht handelte, sondern um ein militärisches Dienstfahrzeug.

Der Regent brauchte nur ein paar Millionstelsekunden, um zu der Schlußfolgerung zu kommen, daß es sich bei diesem Kleinraumschiff aller Wahrscheinlichkeit nach um jenes Fahrzeug handelte, das wenig später über Aponti II abgeschossen worden war.

Die Nachricht wurde ergänzt durch Hinweise, daß die Besatzung des Kleinraumschiffs nach jemandem gesucht hatte. Einer der Kneipenwirte, bei denen sich die Terraner umgehört hatten, war ein V-Mann der arkonidischen Untergrundabwehr gewesen.

Auch diese Tatsache allein machte den Regenten nicht stutzig. Es war schon einige Male vorgekommen, daß Verbrecher irdischen Ursprungs von den Terranern auch auf Planeten des großen Imperiums gesucht worden waren. Diese Terraner hatten dann natürlich keinerlei Exekutivvollmacht - sie mußten die Polizei des jeweiligen Planeten um Amtshilfe ersuchen, wenn sie einen Verbrecher festnehmen lassen wollten, der sich in den Herrschaftsbereich des Großen Imperiums abgesetzt hatte. Die Zusammenarbeit der Dienststellen hatte bislang stets einwandfrei funktioniert.

Eine Tatsache aber erregte das Interesse des Robotregenten im höchsten Maß:

Bei der Person, die von den Terranern so fieberhaft gesucht wurde, handelte es sich um einen Arkoniden.

An dieser Tatsache war einiges bedeutsam.

Zum einen hatten die Terraner überhaupt kein Recht, hinter einem Bürger Arkons herzujagen. Arkoniden unterstanden ausschließlich der Justizhoheit des Robotregenten.

Aus den Nachrichten des V-Mannes ging ferner hervor, daß es sich bei dem Gesuchten um einen Arkon-Geborenen handelte.

Das gab dem ganzen Sachverhalt ein völlig neues Gewicht.

Daß die Terraner einen Bürger des Imperiums suchten, war noch hinnehmbar - auch die Springer waren als Nachkommen von Arkonkolonisten Bürger des Imperiums und von daher Arkoniden. Aber sie standen selbstverständlich weit unter solchen Personen, die auf Arkon selbst geboren worden waren. Die von den Terranern gesuchte Person hatte weiße Haare gehabt und rötliche Augen. Mehr brauchte der Regent nicht zu wissen.

Wenn die Terraner - so folgerte der Regent weiter - einen Arkon-Geborenen suchten, dann sicherlich nicht ohne triftige Gründe. Die Terraner waren nicht dumm, diese Erfahrung hatte der Regent bereits einige Male machen und teuer bezahlen müssen.

Was aber hatte ein reinblütiger Arkonide mit der Erde zu tun?

Die Auswertung aller Daten ergab eine Wahrscheinlichkeit von fast neunzig Prozent, daß der besagte Arkonide auf der Erde gewesen sein mußte.

Und damit war völlig klar, warum die Terraner diesen Mann suchten.

Dann konnte dieser Mann, dieser Arkonide, die galaktonautischen Koordinaten der Erde kennen! Er kannte womöglich die Daten, nach denen der Regent seit Jahrzehnten mit allem fahndete, was er an Kräften von anderen Aufgaben abziehen konnte.

Die Nachrichten besagten weiter, daß der gesuchte Arkonide einen Transfer nach Aponti II gesucht hatte. Außerdem hatte er sein Vermögen in der Spelunke des V-Mannes ganz erheblich auffrischen können. Der Robotregent von Arkon brauchte nicht lange, aus dieser Information die Wahrscheinlichkeit herauszuinterpretieren, daß der gesuchte Arkonide die ARK SUMMIA erfahren hatte.

Dazu gehörte nicht nur die Aktivierung eines Logiksektors.

Dazu gehörte - eine Art Voraussetzung für den Logiksektor - auch die Aktivierung eines fotografischen Gedächtnisses.

Irgendwo auf Aponti II lief also ein Arkonide herum, der wahrscheinlich die Erde besucht hatte und wahrscheinlich ein fotografisches Gedächtnis besaß.

Das war der Augenblick, auf den der Regent gewartet hatte. Das war das Ende eines Fadens, an dem entlang sich die Flotte des Großen Imperiums bis zur Erde würde hangeln können - wenn es gelang, den geheimnisvollen Arkoniden zu fassen zu bekommen.

War das erst gelungen, würde der Regent sehr bald auch die Position der Erde kennen. Er besaß sehr viel Erfahrung in der Kunst, Informationen aus verstockten Personen herauszubekommen.

Für diese logischen Operationen mit allen Nebenaspekten brauchte der Regent von Arkon etwas mehr als eine Tausendstelsekunde. Er brauchte eine knappe halbe Minute, um dem bereits nach Aponti II entsandten Raumschiff eine Abteilung nachzuschicken.

Anders als die Terraner, die auf Urfthan IV ziemlich mühsam nach dem Verschwundenen gefahndet hatten, hielt der Regent wenig von subtilen Befragungen.

Die Flotte, die der Regent in Marsch setzte, hatte klare Befehle.

Die Flotte sollte zunächst einmal das gesamte System der Sonne Apon abriegeln - für ein Aufgebot von sechshundert Schlachtkreuzern und knapp fünftausend kleineren Einheiten eine einfache Aufgabe. Vielleicht im Ausmaß etwas überzogen, aber der Regent wollte sichergehen - und bei Terranern wußte man nie so ganz genau, woran man war.

Zu der Flotte gehörten auch zehn Transporter, die zusammen eine knappe Million Kampfroboots beförderten. Der Auftrag des Kommandanten lautete, diese Roboter auf Aponti II abzusetzen.

Danach sollte die Bevölkerung aufgefordert werden, den gesuchten Arkon-Geborenen lebend zu fangen und dem Regenten zu überliefern.

Was dem hilflosen System und seinen Bewohnern bevorstand, wenn der Gesuchte nicht oder nur tot abgeliefert wurde, brauchte der Regent nicht erst zu erklären.

Meine Erstarrung dauerte nur wenige Augenblicke. Dann handelte ich.

Mit einem Satz hatte ich die Brüstung überquert, und noch im Sturz sah ich den reglosen Körper der jungen Frau auf dem Sand liegen. Begleitet von einem neuerlichen Aufschrei des Publikums fiel ich auf den Boden der Arena hinab.

Jana mochte das Gleichgewicht verloren haben, als sie sich zu weit vorgebeugt hatte. Das erklärte, warum sie so unglücklich aufgeprallt war und das Bewußtsein verloren hatte.

Ich sprang bewußt und konnte mich auf die Landung einrichten. Ich landete auf den Füßen, warf mich nach vorn und überschlug mich zweimal.

Jahrtausende der Erfahrung, kämpfend verbracht auf einem Planeten, dessen Bewohner das Kämpfen wahrlich verstanden, ließen mich mit der Präzision eines Roboters handeln. Ich verschenkte keine Zehntelsekunde. Noch während ich, wie ein Automat reagierend, auf die Füße kam, zuckte meine Rechte zum Waffengurt hinab. Ich fand den Griff des Schwertes und zückte die Waffe. Der Stahl blinkte im Licht der Nachmittagssonne. Zwei Dutzend Meter von mir entfernt, dampfte vergossenes Blut in der grellen Sonne. „Jana!“ rief ich. Die junge Frau rührte sich nicht. Ich sah meine Gegner. Noch lebten drei der Sandlöwen, und auch der Springdrache war noch nicht ausgeschaltet.

Die Löwen witterten Beute, die leichter zwischen die Zähne zu bekommen war als der gefährliche Drache. Die gelben Bestien duckten sich, schlichen sich an mich heran.

Ich wich zurück, bis ich mit der linken Ferse Widerstand spürte. Janas regloser Körper versperrte mir den Weg. Ich drängte sie langsam zurück, auf den Rand der Arena zu.

Wenn sie die Mauer erreicht hatte, gab es vielleicht eine Chance ihr Leben zu retten. Voraussetzung war, daß Urlinna rasch und vernünftig reagierte.

Es fiel dem feisten Fürsten aber offenbar nicht ein, mir zu Hilfe zu kommen. Vielleicht wollte er auf diese Weise seinen Wetteinsatz in Sicherheit bringen, vielleicht auch hatte er ganz einfach nicht genügend Geistesgegenwart.

Nichts rührte sich. Es tauchten keine Bogenschützen auf, es kamen keine Lanzenträger.

Ich stand allein. Ich mußte mein Leben verteidigen und das einer jungen Frau, die sich nicht helfen konnte und die ihr Leben meinetwegen gewagt hatte.

Ich leckte mir die Lippen, die plötzlich trocken geworden waren.

Hinter mir konnte ich wenig später die Mauer fühlen. Mein Rücken war damit gedeckt.

Sie machten einen Fehler. Jeder der Löwen dachte nur an sich selbst, handelte auf eigene Faust. Das Tier, das den Hunger offenbar am wenigsten zu ertragen vermochte, griff mich frontal an. Ein halbes Dutzend Meter eines holprigen Galopps - und dann der weitgestreckte Sprung.

Die Bestie hatte genau gezielt. Sie landete einen knappen halben Meter vor mir - aber auch einen knappen Meter seitlich. Ich hatte mich mit einem blitzschnellen Satz in Sicherheit gebracht.

Meine Klinge piff durch die Luft, traf den Sandlöwen im Nacken. Das bemähte Haupt kollerte in den Sand, das Blut überströmte Janas Körper. Jetzt wußte ich sie in Sicherheit. Zwar zuckte der geköpfte Löwe noch einmal, dann aber blieb er tot liegen - und bedeckte die Hälfte von Janas Körper. Von diesem Wall geschützt, würde die junge Frau eine gute Chance haben. Ich nahm als sicher an, daß sich keiner der überlebenden Löwen an den toten Artgenossen heranwagen würde.

Der Drache schickte ein Brüllen in den klaren Himmel. Langsam watschelnd kam er näher, um sich seinen Anteil an der Beute zu sichern. Der Giftschwanz schleifte kraftlos hinter dem Tier - diese Gefahr wenigstens war ausgeschaltet.

Mit der Linken griff ich erneut in den Gürtel. Ich bekam das Messer zu fassen. Ein Schritt nach vorn, den Arm rasch nach hinten geschwungen, dann eine wuchtige Bewegung, sorgfältig gezielt, nach vorn - das Messer flog, sich mehrfach in der Luft überschlagend, auf das verbliebene Löwenweibchen zu, traf, grub sich in die Brust des Tieres. Laut brüllte die Löwin auf, sprang mit allen vieren in die Luft und brach dann todwund zusammen.



Noch ein Sandlöwe und der Drache.

Der Angriff kam überraschend - damit hatte ich nicht gerechnet. Jetzt erfuhr ich, warum die Bestie Sandlöwe hieß.

Eine Sandfontäne schlug mir plötzlich entgegen, traf mich unvorbereitet, und der Sand geriet mir in die Augen.

Ich handelte nach den Impulsen des Extrahirns, und einmal mehr rettete mir das Zusatzorgan das Leben.

Blind schnellte ich mich zur Seite, blind rollte ich ab, blind kam ich wieder auf die Beine. Noch immer ohne Sicht ließ ich das Schwert fallen, das nichts mehr nutzte. Ohne auch nur eine Kleinigkeit zu sehen, griff ich, den Impulsen des Extrahirns folgend, in den Gürtel, zog ich den Impulsstrahler, richtete ich die Waffe auf ein Ziel, das ich nicht sehen konnte - und drückte ab.

Ich hörte das typische Zischen des Strahlschusses, hörte das Brüllen eines getroffenen Tieres, den Aufschrei des Publikums - dann traf ein Körper mich an der Brust, warf mich in den Sand. Ich spürte, wie eine krallenbewehrte Pranke über meine Brust glitt. Eine der Krallen verfang sich in der Kette meines Zellaktivators, mein Kopf flog nach vorn.

Dann hörte der Zug auf. Ich spürte den reißenden Schmerz auf der Brust, wo mir die Krallen das Fleisch aufgerissen hatten.

*„Steh auf!“ drängte das Extrahirn. „Steh auf!“*

Meine Augen liefen förmlich über, so sehr tränkten sie, nicht nur wegen des Sandes, auch der Erregung wegen - eine typische Reaktion eines Arkon-Geborenen.

Langsam klärte sich das Bild.

Ich sah, gelblich, schemenhaft, einen Körper im Sand liegen, in einer immer größer werdenden, dunklen Lache. Es war der letzte der Sandlöwen. Ich hatte das Tier mitten im entscheidenden Sprung getroffen, voll getroffen.

Ich taumelte zur Seite.

Noch war ein Gegner übrig. Der Drache.

Das Tier schien zu wittern, daß es nun ihm ans Leben ging. Auf seinen geschuppten Beinen galoppierte es auf mich zu, und mir blieb nichts anderes übrig, als mich gleichfalls laufend in Sicherheit zu bringen. An den Impulsstrahler kam ich nicht mehr heran - der Anprall des Löwen hatte mir die Waffe aus der Hand geschlagen. Als ich sie wieder sah, setzte der Drache gerade einen Fuß darauf. Zu meinem Leidwesen hielt das Magazin diese Belastung aus und explodierte nicht.

Ich sah Jana. Sie lag noch immer unter dem reglosen Körper des Sandlöwen.

Mein Blick ging in die Höhe.

Urilinna hing förmlich über der Brüstung, getrieben von der Gier, sich keinen Sekundenbruchteil des Spektakels entgehen zu lassen. Von ihm war keine Hilfe zu erwarten, noch immer nicht. Ich wünschte ihn in die tiefste Hölle.

Seine Leibwächter waren gleichermaßen von dem Schauspiel fasziniert. Sie dachten nicht daran, ihre Armbrüste oder Speere einzusetzen, um mir zu helfen. Sie hielten den Atem an, wie auch der Rest des Publikums.

Ich rannte weiter vor dem Drachen davon. Das sah nicht sehr tapfer aus, war aber wirkungsvoll. Und der Drache galoppierte auf seinen ziemlich kurzen Beinen hinter mir her.

Man hätte die Sache für spaßig halten können. Aber ich wußte, daß dieses grüngeschuppte Monstrum in der Lage war, einen gewaltigen Satz zu machen, der es unmittelbar an mich heran brachte. Diese kleine Verfolgungsjagd sollte mich in Sicherheit wiegen, mich leichtsinnig machen.

Das Biest war von teuflischer Schläue.

Es ließ mich tatsächlich in die Nähe meines Schwertes kommen, es erlaubte sogar, daß ich mich nach der Waffe bückte.

Ich spürte das Heft in der Hand - und mit aller Kraft, über die ich verfügte - warf ich mich zur Seite.

Keine Sekunde zu spät.

Der Drache hatte sich genau diesen Augenblick für seinen gewaltigen Sprung ausgesucht. Der Boden dröhnte, als das Tier genau dort aufprallte, wo ich noch einen Herzschlag zuvor gestanden hatte.

Ich legte alle Kraft in den Hieb mit dem Schwert, um mit diesem gewaltigen Streich den Kampf zu beenden. Aber der Drache war schneller, als ich angenommen hatte. Die Bestie wandte den Kopf, meine Waffe glitt, nicht mehr als eine Schramme hervorruhend, an dem Schädel entlang und prallte auf den Nackenschild. Die Wucht, mit der der Stahl der Waffe auf das halbelastische Material des Schildes traf, war zu groß für mich. Mit einem bössartigen Singen flog mir die Waffe aus der Hand.

Einen Augenblick lang war der Drache verwirrt vom Schreien der Menge. Ich nutzte diese letzte Chance, mit drei weiteren Sätzen setzte ich an dem Drachen vorbei. Das Schreien des Publikums wurde stärker, als die Menschen sahen, wohin mein Lauf zielte - genau auf das lebensgefährliche Ende des Drachenschwanzes zu, in den Wirkungsbereich der mörderischen Giftstacheln.

Der Drache hatte mich aus den Augen verloren. Verwirrt drehte sich das Tier langsam herum.

Ich bekam das Ende des dünnen, stachelbewehrten Schwanzes zu fassen.

Das Tier schien zu begreifen, was meine Absicht war. Es schrie auf und versuchte sich abzusetzen - zu spät.

Unter Aufbietung aller Kräfte wuchtete ich das Stachelende des Drachenschwanzes in die Höhe, und ich warf mich mit dem Körper auf dieses Ende, um dem Drachen die giftigen Stacheln in den eigenen Leib zu rammen.

Ich spürte, wie etwas unter mir nachgab, wie die Stacheln eindrangten, ich hörte das entsetzliche Schreien der Bestie, dann spürte ich, wie sich der Drache noch einmal aufbäumte. Die Kraft dieser Bewegung riß mich von den Beinen, schleuderte mich hoch und zur Seite.

Vor meinen Augen wirbelten das Publikum, der blaue Himmel, die weißen Wolken durcheinander, dann tauchte das einförmige Gelb des Sandes auf, und mit einem Aufprall, der mir ein schmerzliches Stöhnen entlockte, prallte ich auf den Boden der Arena.

Der Drache schrie. Er kam auf mich zu.

Auf dem Rücken liegend, versuchte ich wegzukriechen, aber die Bestie war schneller. Sie riß das zahnbewehrte Maul auf, aasiger Atem schlug mir entgegen.

Dann endlich tat das Gift seine Wirkung. Der Drache knickte in den Vorderläufen ein, seine Augen verfärbten sich bläulich, dann kippte das Monstrum zur Seite, zuckte noch einmal und war tot.

Ein zweites Mal in kurzer Zeit breitete sich Schweigen über der Arena aus, ein Schweigen, das mich wohlighin einhüllte, als ich in halbe Bewußtlosigkeit versank.

Es konnten nur wenige Minuten verstrichen sein, als ich wieder klar denken konnte - vielmehr mußte, weil mir jemand einen Eimer eiskalten Wassers über den Schädel schüttete. Kein sehr respektvolles Verfahren einem Edlen von Arkon gegenüber, aber sehr wirkungsvoll. Der kalte Guß brachte mich fast schlagartig wieder in die Wirklichkeit zurück. Zwar schmerzten mir zwei Dutzend Knochen, aber ich lebte noch, und ich wußte, daß ich keine gefährlichen Verletzungen davongetragen hatte.

„Phantastisch gemacht, Mann!“ freute sich einer der Helfer. „So etwas habe ich noch nie gesehen, und ich arbeite schon mehr als zehn Jahre hier. Einfach märchenhaft!“

Er bekräftigte seine Meinung mit einem aufmunternden Klaps auf meine Schulter. Ein echter alter Arkonide hätte den Mann wegen dieser Anmaßung auf der Stelle hinrichten lassen, mir tat diese ungekünstelte Ehrlichkeit wohl. Ich war halt zu lange unter Barbaren gewesen. Ich rappelte mich auf.

Ich sah den Kadaver des Drachens von Hath'baron, ich sah die toten Sandlöwen. Und ich sah, wie eine Schar Helfer an dem Kadaver eines Löwen zerrte, um Jana D'Alessandro von dieser Last zu befreien. Ich ging langsam und noch immer ein wenig unsicher auf den Beinen zu dieser Gruppe.

„Wie geht es der Frau?“ fragte ich.

Ich mußte mich gegen einen der Arenawächter lehnen, um nicht umzufallen.

„Sie lebt, Herr!“

„Macht Platz, Leute“, bestimmte ich. Eine Gasse entstand. Ich ging zu Jana. Sie sah entsetzlich aus, aber ich wußte, daß das Blut von dem Löwen stammte, den ich geköpft hatte. Äußere Verletzungen hatte die Terranerin nicht davongetragen, soviel stand fest. Ob der Sturz innere Verletzungen herbeigeführt hatte, konnte ich mit meinen beschränkten Kenntnissen nicht feststellen. Ich konnte nur hoffen, daß der Sturz glimpflich verlaufen war - die anhaltende Bewußtlosigkeit der jungen Frau sprach allerdings dagegen.

„Helft mir“, bat ich. „Schafft eine Trage heran.“

Ich sah, wie gleich ein halbes Dutzend Helfer davonspritzte. Über mir tobte das begeisterte Publikum, und als ich in die Höhe sah, erkannte ich das fettglänzende Gesicht Urlinnas. Der Tyrann war fast von Sinnen vor Begeisterung, er klatschte, als gelte es sein Leben.

„Immerhin hat er die Wette gewonnen“, kommentierte der Logiksektor trocken.

„Jemand hat den Springdrachen besiegen können - du selbst!“

Demnach schuldete ich dem Fürsten von Hylan eine Million Chronner. Nun, das bedrückte mich wenig - ich besaß nicht einmal ein Hundertstel dieser Summe.

Männer erschienen, schleppten eine Trage heran und luden Jana auf. Über dem Sand der Arena flimmerte die Luft und ließ alle Linien tanzen und schwanken... oder lag es daran, daß ich nicht völlig bei Sinnen war? Mein Schädel dröhnte tief von innen heraus, meine Glieder waren schwer wie Blei und gehorchten mir kaum. Ich schwankte mehr, als daß ich ging. Unter dem Beifallsgebrüll der Zuschauer verließ ich die Arena. Vierfach gehörnte Ochsen wurden an mir vorbei auf den Sand getrieben; sie schleppten klirrende Stahlgeschirre, an denen die Opfer des Kampfes entfernt werden sollten. Hätte man auch mich...?

„Hier trinkt das!“

Ich hörte nur die Stimme. Das Gesicht, das zu dieser Stimme gehörte, konnte ich nicht ausmachen. Von irgendwoher wurde ein Becher angereicht, kein prunkvolles Geschirr aus Gold - nur ein einfacher, abgenutzter und mit groben Initialen versehener Becher. Er mochte einem der Arenawächter gehören. Der Himmel allein wußte, wie vielen Todgeweihten dieses schäbige Gefäß schon gereicht worden war, wie viele schon von dem erfrischenden, kühlen Wasser vor mir getrunken hatten. Ich trank mich satt, jedesmal wurde mir der Becher neu mit klarem, köstlichem Wasser gefüllt. Ich ließ mir den Rest in den Nacken laufen und holte tief Luft, als ich die Kälte auf der Haut spürte.

„Willst du dich waschen? Hier ist ein Becken!“

Es waren nicht unterdrückte Barbaren, die zu mir sprachen, zu einem Arkoniden. Es waren Männer, die wußten, was in der Arena vorging, die keine Illusionen mehr

hatten, und sie sprachen mit jemandem, dem die Sprache der Waffen, des Blutes und des Kampfes geläufig waren. Geschundene sprachen zu einem, der knapp dem Tode entronnen war.

Ich wußte nicht, wer mir half. Ich wusch mich, noch immer halb betäubt. Wahrscheinlich hatte ich eine Gehirnerschütterung davongetragen, jedenfalls konnte ich mich nur unter Aufbietung aller geistigen Kräfte konzentrieren.

Während ich mich wusch, den Sand, das Blut, den Schweiß fortspülte, keimte ein Gedanke in mir auf.

Ich wußte nicht, gegen welchen Gegner im Dunkel ich anzutreten hatte im Kampf um das Serum der Unsterblichkeit. Aber ich wußte jetzt, daß der Gegner mich kannte, daß er wußte, woher ich kam und was ich wollte.

Ich hatte mich in aller Deutlichkeit verraten.

Es gab Arkoniden - auch in dieser Zeit -, die es an skurriler Spleenigkeit mit den Söhnen Albions wahrlich aufnehmen konnten, noch absonderlicher im Betragen, noch snobistischer, noch weltfremder.

Aber selbst der überspannteste Arkonide neuer Zeit wäre niemals so hirnverbrannt gewesen, in eine Arena voller Bestien hinabzuspringen, um einer Barbarin das Leben zu retten.

Zu derartigen Dummheiten waren nur Terraner fähig - und ein gewisser Arkonide, bei dem sich in zehn Jahrtausenden Exildasein allerlei festgesetzt hatte von der irdischen Art.

Mein unbekannter Gegner hatte den Kampf mit Sicherheit gesehen, und wenn nicht, dann würde er bald davon hören. Dieser Nachmittag in der Arena von Hylan würde in den nächsten Monaten Hauptgesprächsgegenstand auf Aponti II sein.

Ich brauchte nur noch zu warten, bis sich der Gegner bei mir meldete.

## 9.

Der Robotregent von Arkon hatte keine Eile.

Das war der wichtigste Grund für die seltsame Waffenbrüderschaft zwischen Terranern und dem Regenten. Die Terraner wußten, was Zeit war, sie lebten damit. Der Regent war zeitlos, für ihn war Zeit nichts weiter als eine Dimension, die den drei räumlichen Dimensionen hinzugefügt wurde, mehr nicht.

Der Robotregent konnte nicht sterben, er verband mit dem Begriff Zeit kein Gefühl. Er war nicht gewöhnt, gegen verrinnende Zeit anzukämpfen, mit dem Schicksal um Sekunden zu feilschen.

Ein Mensch, vom Tode bedroht, hätte vielleicht im Ernstfall um einen Tag, eine Stunde Aufschub gebeten - der Regent hätte dieses Verhalten nicht verstanden. Wäre einer aufgetreten mit der Macht, dem Positronengehirn die für seine Existenz notwendige Energie zu entziehen - der Regent hätte niemals gefleht oder gebettelt. Eine kurze Frist Aufschub hätte ihm nicht helfen können, wozu dann bitten?

Das war der Grund, warum sich der Robotregent von Arkon, Gebieter über eine Flotte, deren wahre Größenordnung nicht einmal die sonst so findigen Terraner ahnten, auf die Hilfe der Erdbewohner angewiesen war. Er brauchte die Terraner, um eine Bedrohung von diesem Teil des Universums abzuwenden, die in ihrer Beschaffenheit für den Regenten unvorstellbar war.

In der Nähe des Kugelsternhaufens M13 überlappten sich zwei Universen, das der Arkoniden und Terraner - und das Universum der Druuf. In diesem Druuf-Universum verstrich die Zeit 78.000mal langsamer als im Normaluniversum der Milchstraßenbewohner. Gegen diesen Feind anzutreten hatte sich der Regent allein

zu schwach gefühlt, er hatte sich mit den Erdmenschen verbünden müssen, um dieser Gefahr Herr werden zu können.

Denn die Flotte von Arkon, einstmals machtvoll Instrument galaktischer Politik, wurde nicht nur von einem Roboter befehligt - sie war ein Roboter.

Es gab nur noch wenige organische Wesen, die an Bord von Arkon-Raumschiffen Dienst taten - und wenn, dann nur in untergeordneten Stellungen. Die Befehle kamen vom Regenten und gingen an die positronischen Gehirne der robotischen Bordkommandanten. Und die gaben die Befehle weiter, an die ihnen unterstellten Abteilungsleiter - gleichfalls Positronengehirne.

Die Konsequenzen aus dieser Vorgehensweise waren verheerend.

Es fehlte jegliche Eigeninitiative. Wurde eine Angabe durch irgendeinen Grund verstümmelt, sogar völlig absurd und sinnlos gemacht - sie wurde dennoch befolgt. In krassen Fällen wurden durch solche Fehler Sicherungen in Tätigkeit gesetzt, die verhindern sollten, daß sich die stumpfsinnigen Roboter in der Buchstabengetreuen Erfüllung falsch übermittelter Befehle gegenseitig dezimierten oder in das All sprengten. Diese Sicherungen wiederum konnten nur durch entsprechende Gegenbefehle des Regenten dazu gebracht werden, ihre Tätigkeit einzustellen.

Dieses Spiel wurde in einigen Fällen soweit getrieben, daß ganze Flottenabteilungen tagelang bewegungslos festlagen, weil irgendein Relais defekt geworden war. Früher oder später wurden - darin war der Regent perfekt - die Fehler natürlich gefunden und behoben, aber inzwischen verging viel Zeit.

Auch beim Anflug der großen Flotte auf das Apon-System gab es Pannen. Immer wieder mußten die Robotkommandanten neue Instruktionen beim Regenten einholen, immer wieder fielen die Schiffe in den Normalraum zurück und warteten dort Stunde um Stunde.

Ein irdischer Kommandant hätte seinen Maschinen in diesem Fall das Äußerste abverlangt, selbst auf die Gefahr hin, daß der Antrieb irgendwann explodierte. Zu soviel Hetze war der Regent unfähig, seiner Wesensart entsprach das stete Gleichmaß.

Nur aus diesem Grund konnte es den Terranern gelingen, die ersten Bewegungen der Arkonflotte anzumessen - die Robotraumer des Regenten kannten keine Schockabsorber, und sie durchbrachen das Strukturgefüge des Einstein-Kontinuums mit der ihnen eigenen, weithin hörbaren Rücksichtslosigkeit. Für die Beobachter auf der Erde war es ein Leichtes, aus den Tausenden von Transitionen, die Tag für Tag von den Strukturtastern angemessen wurden, die Bewegungen von Arkon-Raumschiffen herauszufiltern.

„Gehen Sie ruhig an den Apparat“, sagte Bully. Er deutete auf den Interkom. „Ich habe keine Geheimnisse vor Ihnen.“

Er mußte selbst über die kleine Spitze grinsen, und das nahm der Bemerkung fast allen Spott. Allan D. Mercant lächelte milde und ging zu dem Gerät hinüber.

„Gut, daß ich Sie noch erreiche, Sir“, sagte der junge Zivilist, der auf dem Bildschirm erschien, sobald Mercant das Gerät eingeschaltet hatte. „Kann ich offen sprechen?“

„Reden Sie, Miller“, sagte Mercant mit einem mokanten Lächeln. „Vor Mister Bull habe ich keine Geheimnisse.“

Bully kicherte sekundenlang, wurde dann aber sehr ernst.

„Es tut sich etwas im Kugelhaufen M13, Sir“, wußte der Zivilist zu berichten, vermutlich ein Abwehr-Mann. „Wir haben herausgefunden, daß der Regent eine beachtlich große Flotte in Marsch gesetzt hat.“

„Richtung?“

Bullys Stimme klang kalt und sachlich. Diese Dinge fielen jetzt, da Perry Rhodan trauerte, in seine Zuständigkeit.

Der junge Mann auf dem Bildschirm zuckte die Schultern.

„Schwer abzuschätzen“, sagte er. „Es hat einige Pannen gegeben, daher kommt die Flotte nicht sehr rasch vorwärts. Das Ziel ist einstweilen noch nicht zu erkennen. Zur Erde fliegt die Flotte übrigens nicht.“

„Die sind hinter Atlan her“, murmelte Bully.

Mercants Augen weiteten sich.

„Bitte?“

„Ich sagte, daß diese Flotte losgeschickt wurde, um unseren Freund Atlan einzufangen. Der einzige Vorgang in den letzten Tagen, der so gewichtig ist, daß man deswegen eine ganze Flotte mobilisiert, ist das Verschwinden des Arkoniden.“

Mercant verzog schmerzlich das Gesicht.

„Mein lieber Mister Bull“, sagte er betreten. „Ihr Instinkt in allen Ehren, aber diese Mutmaßung ist logisch kaum haltbar.“

Bully neigte ein wenig den Kopf und breitete die Hände aus.

„Warten Sie es ab“, sagte er geheimnisvoll. „Ich kann mich auf meine Nase verlassen. Und mein Riecher sagt mir, daß die Blechburschen hinter dem Arkoniden her sind.“

Er drehte sich um und sah in die Kamera des Interkoms.

„Sorgen Sie dafür, daß ein Kleiner Kreuzer... oder warten Sie... wo steckt die DRUSUS eigentlich in diesem Augenblick?“

Julian Tifflor antwortete ohne Zögern:

„Sie steht auf dem Landefeld in der Nähe der Hauptstadt.“

„Sehr gut“, sagte Reginald Bull. „Wir werden den Kahn anheizen lassen. Wenn der Regent eine Flotte losschickt, werden wir einmal nachsehen, was er plant. Machen Sie sich bordfertig, Julian. Ich nehme an, Allan, Sie wollen auf der Erde bleiben, um die Sicherheitsüberwachung der Beisetzungsfeierlichkeiten zu leiten?“

Allan D. Mercant nickte.

„Einverstanden“, bestimmte Reginald Bull. „Und ich werde jetzt einen Sonderauftrag von großer Gefährlichkeit ausführen.“

„Und das wäre?“ fragte Mercant verwundert.

„Es ist lange nach Mitternacht, mein Bester. Haben Sie um diese Zeit schon einmal einen Mausbiber geweckt?“

Erst am Abend war ich wieder völlig Herr meiner selbst. Soviel Zeit hatte selbst der Zellaktivator gebraucht, meine Kräfte wieder herzustellen. Ich fühlte mich frisch und ausgeruht, von wenigen blauen Flecken einmal abgesehen.

Jana D'Alessandro ging es weit weniger gut. Das Mädchen hatte wirklich Pech - erst wurde sie mit ihrer Space-Jet abgeschossen, und dann, davon kaum genesen, war sie von der Brüstung der Ehrenloge gefallen.

„Gefallen?“

In den letzten Stunden war zuviel geschehen, und ich war zu angeschlagen gewesen, um vernünftig nachdenken zu können. Daher kam der Impuls des Extrahirns erst jetzt.

„Die Frau ist nicht dumm genug, von einer Brüstung zu fallen“, analysierte der Logiksektor. „Es sei denn, sie wird gestoßen!“

Ich konnte mir ein triumphierendes Lächeln nicht verkneifen, so unpassend diese Reaktion an Janas Krankenlager auch war. Also doch - ich hatte den Gegner im Dunkel gefunden, und er hatte Angst genug, um einen Mordanschlag zu versuchen.

Vor allem aber - der Personenkreis war nun bemerkenswert eng geworden, in dem ich nach dem Mörder zu suchen hatte.

In Frage kamen nur die Besucher der Ehrenloge des Fürsten. In diesem Zirkel den Täter zu finden, würde zwar nicht einfach sein, aber eine durchaus lösbare Aufgabe. Schade war nur, daß Jana nicht in der Lage war, mir mitzuteilen, wer sie gestoßen hatte.

*„Zerbrich dir darüber nicht den Kopf“, meldete sich der Logiksektor. „Der Täter wird sich schon bei dir melden!“*

Ein Sklave erschien und fragte an, ob ich Lust hätte, mit Puthor zu speisen. Mir war zwar nicht nach Essen zumute, aber ich nahm die Einladung an. Jana wußte ich wohlverwahrt in Puthors Haus, umsorgt von den diversen Damen des Hauses. Daß ich mein Leben gewagt hatte, um das von Jana zu retten, hatte auch sie zum Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gemacht. Dergleichen hatte es in Hylan nie gegeben.

Puthor erwartete mich im Garten.

Er tafelte nicht weniger üppig als Urlinna, nur weniger protzig. Die Qualität der Speisen bestach, nicht die Menge. Wir wurden umsichtig und nahezu geräuschlos von Sklaven bedient. Puthor überschüttete mich mit Komplimenten.

Ich versuchte die Lobeshymne abzuwehren, vergeblich.

„Nur eines“, endete der Arkonide seine Rede, „hat mich überrascht. Es ist nicht Art der Arkoniden, so zu handeln. Ich kenne meine Landsleute, ich weiß, daß ich selbst dort übel beleumdet bin, weil ich energisch, handlungsfreudig und sehr regsam bin. Zu solchen Abenteuern aber fehlt mir dennoch der Mut. Sprich, Gast meiner Tafel - wer bist du?“

Mit diesen Worten hob er den Desintegrator, den er unter dem Tischtuch verborgen gehalten hatte. Ich hatte dergleichen erwartet. Der Logiksektor hatte aus Puthors Reden und seinen Gesten folgern können, daß er eine Waffe bereithielt.

„Ist es eine Maske, die du trägst? Woher kommst du, wohin willst du gehen? Entschuldige meine Neugierde, aber ich kann mich gegen dieses Gefühl nicht wehren.“

Ich ließ mich von der Waffe nicht beeindrucken. Puthor mochte ein energischer Arkonide sein, ein Kämpfer war er nicht. Die Waffe war zwar geladen, aber nicht entschert. Ich verzehrte ruhig ein Stück Coelantheriden-Filet von Travnor - das erste seit einem Jahrzehntausend, und es schmeckte entsprechend.

„Ich bin Arkon-Geborener“, antwortete ich, während ich mir die Finger säuberte. Das Wasser dazu war leicht parfümiert und wurde in einem kleinen Becken gereicht, das aus einem einzigen großen Halbedelstein geschnitten worden war.

„Ich habe lange Zeit unter recht tatkräftigen Wilden leben müssen, bei Janas Volk, um genau zu sein. Wahrscheinlich hat die barbarische Lebensart abgefärbt.“

„Unglaublich“, murmelte Puthor. „Vor einem Barbaren hätte ich keine Angst, aber ich gestehe, du flößt mir Furcht ein.“

„Das merke ich“, sagte ich trocken. „Soviel Furcht, daß du vergessen hast, deine Waffe zu entschern.“

Puthor schluckte und hob dann die Waffe, um sich die Sicherung anzusehen. Zwei Herzschnitte später hielt ich die Waffe in der Hand.

„So macht man das“, sagte ich und schob die Sicherung zurück. Dann händigte ich Puthor die Waffe wieder aus. Mit diesem kleinen, wenn auch etwas gewagten psychologischen Handstreich hatte ich ihn völlig aus der Fassung gebracht. Er sicherte den Desintegrator wieder und ließ ihn verschwinden.

„Ich gebe mich geschlagen“, murmelte er und nahm einen großen Schluck Wein aus einem Becher aus Luursmetall. Dieser Stoff hatte die bemerkenswerte

Eigenschaft, eine überaus konstante, recht niedrige Temperatur zu besitzen und beizubehalten. Für den Wein war diese Temperatur zwar zu niedrig, aber der eigentliche Zweck des Gefäßes war nicht das Kühlen von Wein. Das überaus kostbare Metall sollte den Reichtum des Besitzers anschaulich machen.

„Was willst du auf diesem Planeten, der deiner Energie doch kein wirkliches Ziel bieten kann?“

„Ich suche einen Mann“, sagte ich zwischen zwei Bissen. „Dieser Mann hat mir etwas gestohlen, eine überaus wichtige chemische Erfindung. Ich muß diesen Mann finden und ihm die Unterlagen abnehmen.“

„Und du suchst in ihn der Nähe des Fürsten?“

Ich nickte.

Puthor machte ein Gesicht, das angestregtes Nachdenken darstellen sollte.

„Wann soll dieser Mann auf Aponti II eingetroffen sein?“

„Vor wenigen Tagen erst. Er muß allerdings früher schon einmal diesen Planeten besucht haben, vielleicht als Urlauber.“

Es gab tatsächlich Urlaubsreisende von der Erde, die die Milchstraße unsicher machten. Perry Rhodan konnte seinen Mitbürgern das Reisen schließlich nicht verbieten, und da außer einigen wenigen Geheimnistägern nur die zehnfach gesicherten Positroniken der irdischen Schiffe die galaktonautische Position der Erde kannten, konnte er dieses Risiko auch durchaus eingehen. In einem Fall hatte der Regent nachweislich einen Reisenden von der Erde verhören lassen, mußte dann aber einsehen, daß er so nicht weiterkam.

Mein Mann hatte - so vermutete ich, und das Extrahirn stützte diese Vermutung - zufällig Aponti II besucht und sich den altarkonidischen Namen für diesen Planeten gemerkt. Das war ein ausgezeichnetes Verfahren, das Geheimnis des Reiseziels zu wahren. Solche exotischen Namen waren nur wenigen Spezialisten bekannt. Auf irdische Verhältnisse übertragen: welcher Nordamerikaner hätte schon etwas anfangen können mit der Information, der Gesuchte halte sich in *Iberia* auf - woher hätte der Amerikaner wissen sollen, daß damit nicht etwa die spanische Halbinsel gemeint war, sondern vielmehr eine der weit östlichen Provinzen des alten byzantinischen Reiches.

Puthor schüttelte langsam den Kopf.

„Ich kann mich an keinen Besucher erinnern“, behauptete er. „Vor einigen Tagen ist zwar ein Schiff auf dem Hafen von Hylan niedergegangen, aber an Bord war kein Arkonide.“

„Der Mann gehört zum Volk der jungen Frau.“

„Möglich, daß jemand unter den Passagieren war. Ich weiß es nicht. Was sollte dein Mann ausgerechnet auf dieser Welt suchen?“

Diese Frage konnte ich Puthor natürlich nicht beantworten, ich wußte es selbst nicht sehr genau. Fest stand für mich nur, daß der Gegner hier in Hylan zu suchen war.

Ich hielt einem der Sklaven einen Becher aus Kristall hin. Er füllte ihn mit klarem Wasser auf. Der Wein, den Puthor trank, war zwar entschieden besser als das Getränk, dem Urlinna so begeistert zusprach, aber mit dem, was ich von der Erde her gewöhnt war...

„Heimweh, Kristallprinz von Arkon? Nach der Erde?“

Ich ignorierte den spöttischen Kommentar des Extrahirns, obwohl ich sehr genau wußte, daß ich in diesen Stunden eine Entscheidung zu treffen hatte - eine Entscheidung, die für mich von größter Wichtigkeit war und die auch die Erde und ihre Bewohner betraf.



In diesem Augenblick war ich in meiner Entscheidung völlig frei. Ich konnte mich für die Erde entscheiden oder für Arkon - und das hieß in jedem Fall: gegen die andere Welt. Hielt ich zu Perry Rhodan und Bully und Tifflor und wie sie alle hießen - dann war ich damit zum Feind des Robotregenten geworden, zum Feind Arkons. Entschied ich mich für meine Heimat, dann konnte es nur die eine Konsequenz geben - gegen die Terraner zu arbeiten.

Ich hatte die freie Wahl.

„Wirklich?“

Wenn ich den Tonfall richtig interpretierte, in dem das Extrahirn zu mir sprach, dann entsprach die Stimmung einem Gefühl spöttischen Mitleids. Hatte ich tatsächlich eine Wahl...

War es nicht klar, wofür ich mich entscheiden würde? Hatte ich nicht zehntausend Jahre lang gekämpft, um meine Heimat wiedersehen zu können? Sollte ich allen Ernstes die Gesellschaft dieser Halbbarbaren von der Erde dem Umgang mit Arkoniden vorziehen? Arkon, das System der drei Planeten. Drei Welten, gleich groß, gleich schwer, gleich bedeutungsvoll - und alle drei auf derselben Umlaufbahn um das Zentralgestirn. Einmalig in der Galaxis, wie auch das Volk einmalig war, und das Imperium der Arkoniden...

„Vergangenheit“, mahnte der Logiksektor.

Ein Sklave näherte sich. Er verneigte sich erst vor Puthor, dann vor mir.

„Am Tor steht ein Mann, Erhabener“, meldete der Sklave. „Er möchte den Erhabenen Darbeck sprechen.“

„Laß ihn ein“, antwortete Puthor, nachdem er mit einem kurzen Blickkontakt festgestellt hatte, daß dies mein Wunsch war.

Der Sklave verschwand eilig, während ich überlegte, wer mich in Puthors Haus zu besuchen wünschte. Als die Gestalt um eine Ecke bog, wußte ich sofort, wer mich aufsuchen wollte - der sandfarbene Umhang verriet den Mann der Wüste.

„Tochtu!“

„Herr!“ sagte der Nomade. Er grüßte scheu den Sklavenhändler, der wieder den Gesichtsausdruck eines professionellen Menschenschätzers angenommen hatte. Sein Metier konnte er wohl nie ganz verleugnen.

„Was gibt es, Tochtu?“

„Gefahr, Herr“, murmelte der Nomade. „Ich und meine Sippe haben Hylan sofort verlassen, die Stimmung in der Stadt gefiel uns nicht. Und als wir an der parneischen Pforte ankamen...“

Er zögerte einen Augenblick.

„Herr“, stieß er dann hervor. „Es sind Tausende, Unzählige, als ob die Wüste lebendig geworden wäre.“

„Räuber?“

„Krieger der Wüste“, sprudelte Tochtu hervor. „Und was das Schlimmste ist, Herr, ein Teil der Soldaten des Fürsten macht mit dem Gesindel gemeinsame Sache. Verlasse sofort Hylan, Herr. Wir kennen Freunde an der Küste und gute Verstecke. Dort wirst du sicher sein.“

Ich lächelte breit.

Sicherheit? Es war genau das eingetreten, was ich erhofft hatte. Mein Gegner hatte einen Fehler gemacht. Er hatte doch nicht soviel Geduld gehabt, wie ich mir zugetraut hatte.

Was der Aufmarsch der Wüstenkrieger zu bedeuten hatte, wußte ich sofort - eine Revolution stand ins Haus.

Ich brauchte nur abzuwarten, wer der Sieger dieser Revolte sein würde - und dann konnte ich zugreifen.

„Bringe dich in Sicherheit, Herr!“ drängte Tochtu. „Wenn du willst, werden wir auch den Erhabenen in Sicherheit bringen.“

Das galt Puthor, der Mühe hatte, sein Lachen zurückzuhalten.

„Wahrlich“, kicherte er. „Du hast aufrichtige Freunde, Darbeck.“

Ich sah nach oben. Das Ende der Dämmerung war gekommen, die Nacht zog herauf. Aponti II besaß, wenn sich nichts geändert hatte in den letzten zehntausend Jahren, drei Monde. Das Extrahirn lieferte mir die knappe Information, daß zwei dieser Monde die Nacht erhellen würden.

Diese Monde würden allerdings erst in einigen Stunden aufgehen. Es blieb also Zeit genug für die Krieger der Wüste, sich im Schutz der Dunkelheit der Stadt zu nähern und zu warten, bis die Tore geöffnet wurden. Was der Bevölkerung dann bevorstand, brauchte ich mir nicht auszumalen.

Ich hatte zwei Plünderungen einer berühmten Stadt miterlebt - die erste Plünderung Roms durch die Vandalen, die relativ rücksichtsvoll vorgegangen waren. Wie die Vandalen gehaust - so, wie man sich dank eines historischen Fehlurteils die Vandalen vorstellte - hatten Jahrhunderte Später die Normannen unter Guiscard. Im Jahre 1083 fiel ihnen Rom in die Hände, und danach hieß es in ganz Europa: „*Roma fuit*“, Rom ist gewesen.

Rasch ließ ich meine Gedanken in die Wirklichkeit des Jahres 2034 zurückkehren.

„Ich bleibe“, entschied ich mich. „Puthor, ich empfehle dir, das Anerbieten dieses Mannes anzunehmen. Tochtu wird dich in Sicherheit bringen, er ist zuverlässig.“

Puthor zog wieder den Desintegrator.

„Aufstand hin, Aufstand her“, sagte er nachlässig. „Ich möchte den Rebellen dieses Planeten sehen, der es wagt, Hand an einen Arkoniden zu legen.“

Da hatte er natürlich recht. Solange kein Arkon-Geborener zu Schaden kam und die Oberherrschaft des Imperiums unangetastet blieb, war es dem Robotregenten gleichgültig, mit welchem Barbarenfürsten er zusammenarbeitete. Sollte bei einem solchen Aufstand allerdings ein Arkonide zu Schaden kommen, stand Hylan das Schicksal einer ausradierten Stadt bevor - zur Rache, zur Abschreckung und zur Mahnung.

Ich griff in den Gürtel.

„Ich danke dir für die Warnung, Tochtu“, sagte ich. Ich drückte ihm meinen Dolch in die Hand, dessen Knauf aus einem Edelstein bestand. Für den armen Nomaden stellte die Gabe ein Vermögen dar. „Nimm dies und rette dich und deine Sippe.“

Tochtu betrachtete entgeistert das Geschenk, dann strafften sich seine Züge.

„Herr“, sagte er energisch. „Wenn du mir eine solche Kostbarkeit schenkst, werde ich Hylan erst verlassen, wenn du sie auch verläßt. Ich bleibe in der Stadt, zusammen mit meiner Sippe.“

Ich kannte die Ehrbegriffe der Wüstenleute. Ich wußte, daß ich Tochtu nicht würde umstimmen können.

„Es sei“, erklärte ich. Ich deutete auf das Fenster, hinter dem ich Jana wußte.

„Dort ruht die Frau, mit der ich gereist bin. Du haftest mir für ihre Sicherheit?“

„Mit meinem Leben und den Häuption meiner Sippe“, gelobte Tochtu.

„Hole deine Männer“, befahl ich ihm. Tochtu schielte kurz zu Puthor hinüber, der nickte.

Der Nomade verschwand. Bei ihm wußte ich Jana gut aufgehoben. Er und seine Männer würden sich lieber in Stücke reißen lassen, als daß sie die Frau im Stich ließen. Dazu kamen noch Puthors Freigelassene und Sklaven, die sehr an ihrem Herrn hingen - kein Wunder, bedachte man die Härte, mit der andere Sklavenhalter

mit ihren Opfern umsprangen. Zu guter Letzt vertraute ich auf Puthors Status und seine moderne Bewaffnung.

„Wohin willst du?“ fragte der Arkonide entgeistert, als ich aufstand.

Ich lächelte.

„In den Palast“, sagte ich. „Ich will sehen, wer diesen Kampf gewinnt.“

Sie wagten nicht, mich aufzuhalten.

Sie waren bereit, das herkömmliche Herrschaftsverhältnis zu durchbrechen, aber sie wagten es nicht, Hand an einen Arkongeborenen zu legen. Die Torwachen öffneten mir, als sei nichts vorgefallen.

Dabei hatte ich schon von weitem sehen können, daß im Innern des Palastes gekämpft wurde. Ein Teil des Gebäudes stand in Flammen, und schon von draußen war Kampflärm zu hören.

„Ich werde Euch schützen, Erhabener!“ stieß ein aufgeregter junger Wachoffizier hervor. Er und seine sechs Männer umgaben mich mit gefällten Speeren.

Ich passierte die einzelnen Tore des Palasts. Ein Teil der Wachen war abgezogen worden. Durch die verlassenen Parks wehte Brandgeruch, Funkenfontänen sprühten von den brennenden Häusern in die Höhe und erleuchteten das Innere des Palastes und der Festung.

„Wer kämpft gegen wen?“ fragte ich.

Der junge Offizier zuckte hilflos mit den Schultern.

„Ich weiß es nicht, Erhabener“, stammelte er. „Vor einer halben Stunde ging das Getümmel los, und wir wissen nicht einmal, zu welchem Haufen wir gehören.“

So also war die Sache - nicht sie schützten mich, sondern ich schützte sie. Der Knabe war nicht ohne Piffigkeit. Solange er in meiner Nähe blieb, brauchte er nicht zu befürchten, angegriffen zu werden.

„Hierher!“ hörte ich eine rauhe Stimme brüllen. „Schafft die Leitern heran!“

Im rückwärtigen Teil des Palastes wurde erbittert gekämpft.

Ein Teil der Wachen - ich nahm an, daß sie Urlinna gehorchten - hatte sich im Innern des Gebäudes verschanzt. Ein anderer Haufen war damit beschäftigt, dieses Gebäude zu belagern.

Das Obergeschoß des Palasts stand in Flammen. Man hörte ängstliches Schreien. Aus einem Nebenausgang stürzte ein Dutzend Frauen ins Freie und flüchtete sich in den Park. Die Angreifer waren diszipliniert genug, die Frauen in Ruhe zu lassen.

Hinter jedem Baum, jedem Strauch standen Bogenschützen und nahmen unter Beschuß, was immer sich an den Fenstern zeigte. Urlinnas Armbrustschützen ihrerseits belegten die Angreifer mit einem Hagel gutgezielter Bolzen.

In das Klirren der Waffen mischte sich das Kommandogebrüll der Offiziere, das Rufen und Schreien der Soldaten, die sich mit dem Klang der eigenen Stimme Mut verschaffen wollten. Darüber lag als Dauergeräusch das Prasseln des Brandes.

„Wir müssen noch mehr Brände werfen!“

Zwanzig Meter von mir entfernt erkannte ich einen Offizier, der offenbar den Oberbefehl über die Rebellen hatte. Der Mann machte den Eindruck eines altgedienten Soldaten, seine Stimme klang rau und befehlsgewohnt.

„Ich verstehe das alles nicht“, murmelte der Fähnrich neben mir.

Ich begriff um so besser. Mein geheimnisvoller Gegner versuchte, den Fürsten durch eine Palastrevolte zu beseitigen. Irgendwo im Inneren des Palasts saß Urlinna und kämpfte um sein Leben.

„Schafft einen Rammbock heran“, brüllte der Offizier.

Die Männer näherten sich bereits, etwa dreißig Mann, die einen massiven Balken schleppten, dessen Spitze metallverkleidet war. Offenbar war die Revolte von langer Hand vorbereitet gewesen.

„Zielt genau!“ wurden die Schützen angewiesen. „Und verschwendet keine Pfeile!“

Während die Schützen der Angreifer die Fenster mit einem Hagel von Pfeilen überschütteten, nahmen die Männer an dem Rammbock Anlauf und wuchteten ihre Last vorwärts.

Es dröhnte dumpf, als die Spitze der Ramme gegen das Holz der Tür traf, und beinahe sofort erschienen feine Risse in der Befestigung des Tores. Die Soldaten trabten zurück, zwei von ihnen kippten, von Bolzen getroffen, zur Seite. Schreiend vor Schmerz rollten sie sich aus dem Schußbereich der Verteidiger.

Beim zweiten Rammstoß brach der rechte Flügel des Tores aus den Angeln, der nächste Angriff würde der Pforte den Rest geben.

„Wäre es nicht sicherer für Euch, Erhabener, würden wir diesen Platz verlassen?“

Die Stimme des Offiziers verriet, daß er vornehmlich daran dachte, die eigene Haut in Sicherheit zu bringen. Ich wartete darauf, daß der Zugang frei würde. Ich wollte in den Palast, irgendwo mußte ich dort auf meinen Feind stoßen.

Ich brauchte nicht mehr lange zu warten. Der nächste Rammstoß ließ die Pforte aufspringen. Bogenschützen, die hinter der Tür gelauert hatten, nahmen sofort die Angreifer unter Feuer.

„Vorwärts, ihre Hunde!“ brüllte der Offizier.

Der Mann war kein Feigling, er sprang als erster vor, das Schwert in der Rechten zum Schlag erhoben. Seine Männer zögerten noch einen Augenblick, dann stürmten sie schreiend hinter ihrem Offizier in das Innere des Palasts.

Die Stunde der Entscheidung war gekommen.

## 10.

Ich zog mein Schwert, eine Dummheit, wenn man bedachte, daß ich eine hochmoderne Waffe im Gürtel trug. Aber Szenen dieser Art ließen mich so handeln, wie ich es aus Jahrhunderten des Kampfes gewohnt war. Irgendwie schien das Schwert passender als der Impulsstrahler.

Beleuchtungsschwierigkeiten gab es im Innern des Palasts nicht. Der größte Teil der Räume stand in Flammen.

Allerdings brannten einstweilen nur Wandbehänge, Polster, Seidenstoffe. Die Grundkonstruktion des Gebäudes bestand aus Stein, und die Mehrzahl der Räume war so weitläufig, daß die Flammen in erträglichen Grenzen blieben.

Ich rannte durch den ersten Saal. Auf dem Boden lagen Tote und Verwundete. Der Boden war schlüpfrig vom Blut. Zur rechten Hand griffen sich Soldaten gegenseitig an, ohne daß klar wurde, wer zu welcher Abteilung gehörte. Aus den Augenwinkeln heraus sah ich den Offizier eine Treppe hinaufstürmen.

„Mir nach!“ rief ich.

Ich stürmte durch den Saal, auf die Treppe zu. Von irgendwoher kam ein Speer herangeflogen, landete vor mir auf dem Boden und rutschte funkensprühend weiter. Die Luft war entsetzlich heiß und machte das Atmen schwer. Rauchschwaden nahmen mir ab und zu die Sicht.

Je höher ich stieg, um so heißer wurde es. Das obere Stockwerk stand lichterloh in Flammen, dort gab es kein lebendes Wesen mehr. Brennende Trümmerstücke regneten auf uns herab. Ich preßte mich flach an die Wand, um dem lebensgefährlichen Hagel zu entgehen.

Den Offizier hatte ich aus den Augen verloren. Ich orientierte mich an den Geräuschen. Wo Urlinna zu finden war, mußte der Kampfärm am größten sein.

Der Palast bot ein Bild der Verwüstung. Die Angreifer waren so folgerte ich aus den Spuren, zunächst einmal aus dem Haus gedrängt worden. Was ich erlebte, war der zweite Angriff.

Der Boden war übersät mit Trümmern. Leichen lagen in den Winkeln, Verwundete beider Parteien sprachen sich gegenseitig Trost zu, ein Bild so absurd wie die Wirklichkeit selbst.

Ich erreichte einen Korridor. Aus der Duftwolke, die vom ätzenden Brandgeruch allerdings weitgehend überdeckt wurde, folgerte ich, daß ich die Frauengemächer erreicht hatte.

Ich sah mich um. Die Wachsoldaten hatten sich zurückgezogen. Ihnen war die Angelegenheit wohl zu gefährlich geworden. Ich packte mein Schwert fester und rannte los.

Brennende Vorhänge wehten mir entgegen, denen ich nur knapp ausweichen konnte. Hinter mir brach ein Teil des Baus zusammen. In das Krachen der Balken und das dumpfe Poltern des Mauerwerks mischten sich die gellenden Schreie Verletzter.

Ich erreichte einen Saal, der noch nicht in Flammen stand. Auf dem Boden fand ich eine Blutspur, daneben ein Amulett. Ich erkannte den Gegenstand wieder - Urlinna hatte ihn getragen.

Ich brauchte nur der Spur zu folgen. Auf dem hellen Teppich waren die Flecke dunklen Blutes genau zu erkennen.

Die Fährte führte quer durch den Raum und endete in einer massiven Säule, deren Verschluß allerdings offenstand. Der geheime Gang war raffiniert getarnt worden.

Ich sah eine Reihe von Stufen, die in die Tiefe hinabführten. Ich hatte keine andere Wahl, ich mußte folgen. Ich hastete die Stufen hinab. Modergeruch schlug mir entgegen. Die Treppen waren bemoost und feucht, ich mußte aufpassen, daß ich nicht abrutschte und mir im Fallen das Genick brach - wie es einem Wachsoldaten ergangen war, den ich am Fuß der Wendeltreppe fand.

Der Abstieg endete in einem langen, dunklen Stollen ohne Licht. Ich tastete mich behutsam vorwärts, in der Hoffnung, daß niemand im Dunkel auf mich lauerte.

Es war still geworden. Bis hier herunter reichte der Kampfärm nicht. Ich hörte nur das leise Tropfen von Wasser auf Gestein und meine eigenen hastigen Atemzüge.

Wo steckte Urlinna, wo der Offizier, wo mein Gegner?

Ich versuchte zu überlegen, wohin der Gang führen mochte. Ich nahm an, daß er am Fluß endete. Dort wartete vermutlich eine Barke, die den Fürsten in Sicherheit bringen konnte, wenn wider Erwarten der Palast nicht genügend Schutz bot.

Endlich wurde es vor mir heller.

Jetzt begriff ich, wo ich herausgekommen war. Diesen Geruch hatte ich nicht vergessen.

Auf dem Weg zum Ufer des Ölon unterquerte der Stollen das Amphitheater. In meine Nasen drang der beißende Raubtiergeruch, den ich am Nachmittag wahrgenommen hatte. Von irgendwoher erklang wütendes Fauchen.

Offenbar benutzte Urlinna diesen Stollen zu geheimen Besuchen in der Arena. Außerdem waren die Katakomben unter dem Circus mit dem Gefängnis von Hylan identisch. Beim Durchwandern der unterirdischen Räumlichkeiten sah ich Ketten und Folterwerkzeuge.

Auf der anderen Seite des Amphitheaters wurde der Stollen von elektrischem Licht erhellt. Urlinna hatte beizeiten Vorsorge getroffen.

Nach einigen hundert Metern - der Gang beschrieb einen scharfen Knick nach links - schlug mir kühle Luft entgegen. Ich erkannte den Geruch des Flusses wieder. Jetzt galt es vorsichtig zu sein.

Stimmengewirr war zu hören.

Ich schlich mich vorsichtig näher.

Vor dem Ende des Stollens hatte eine Steinplatte gelegen, die jetzt zur Seite gerollt worden war. In diesem letzten Abschnitt des Stollens war es dunkel. Ich sah nur den schwachen Widerschein von Fackeln.

Der Stollen mündete auf einen Platz am Ufer, der mit Gras bestanden war. An einem hölzernen Steg lag ein Boot, knapp vierzig Meter lang, eine Galeere.

Ein halbes Dutzend Bewaffneter stand auf dem Platz, Wachsoldaten, die Fackeln in den Händen trugen.

Ein Kampf war entbrannt - zwischen Urlinna und dem tollkühnen Offizier, der dem Tyrannen durch den Stollen gefolgt war.

Urlinna trug einen Schuppenpanzer, der im Licht der Fackeln glänzte. Sein Gesicht wurde von einem bronzenen Helm bedeckt. Er war allerdings an der Figur unschwer zu erkennen.

Die gesamte Aufmerksamkeit aller Beteiligten richtete sich auf den Kampf. Ich nutzte die Gelegenheit, mich kurz umzusehen.

Der Steg lag in der Nähe der Stadtmauer. Ich konnte das massive Bauwerk über mir erkennen. Der Stollen hatte unter der Mauer hindurchgeführt.

Ich wandte meine Aufmerksamkeit den Kämpfern zu. Der Offizier war geschickt und mutig, aber Urlinna kämpfte um sein Leben. Der Offizier hatte alle Mühe, sich gegen Urlinnas Angriffe zur Wehr zu setzen.

Ich überlegte, ob ich in den Kampf eingreifen sollte, entschloß mich aber, im Hintergrund zu bleiben.

Zudem vermutete ich, daß noch jemand dort draußen im Dunkeln stand und lauerte - der Jemand, dem Urlinna diesen Kampf zu verdanken hatte. Der Fürst ächzte und schnaufte, aber es war erstaunlich, wie beweglich der Mann noch war. Sein Gegner hatte keinen leichten Stand - zudem konnte er sich ausrechnen, daß die Fackelträger ihm den Garaus machen würden, wenn er Urlinna schlug. Der Offizier kämpfte praktisch nur um die Chance, daß Helfer auf den Plan traten.

Seine Hoffnung wurde zunichte gemacht.

Urlinna fintierte, lenkte die Waffe des Offiziers aus der Geraden und machte einen Ausfall. Der Offizier spießte sich selbst auf das Schwert des Fürsten. Er stöhnte dumpf, das Schwert fiel ihm aus der Hand, er kippte zur Seite.

Urlinna grunzte triumphierend und riß seine Waffe zurück.

Er hob die Hand, um dem Offizier mit diesem letzten Schlag das Leben zu nehmen.

In diesem Augenblick sah er mich. Ich konnte durch das Visier seine Augen sehen. Sie weiteten sich. Urlinna hielt das Schwert hoch erhoben, und er machte einen Schritt auf mich zu, und dann öffnete er den Mund und machte noch einen Schritt und fiel nach vorne, und da sah ich den Bolzen, der in seinem Rücken stak. Das Geschoß hatte den Panzer des Fürsten ohne Mühe durchschlagen.

*„Oben!“* informierte mich der Logiksektor. *„Der Mordschütze sitzt auf der Stadtmauer!“*

Wir standen wie erstarrt. Mit dieser Wendung der Ereignisse hatte niemand gerechnet. Ich sah, wie Urlinnas Augen brachen. Sein Gesicht drückte, soweit erkennbar, ungläubiges Staunen aus.

Ich sah, wie sich der schwerverwundete Offizier auf die Seite wälzte und in die Höhe starrte, dorthin, wo der Meuchelmörder gestanden haben mußte.

Danach richteten sich alle Augen auf mich. Ich nahm das nur aus den Augenwinkeln heraus wahr. Ich sah meinerseits in die Höhe, versuchte das Dunkel zu durchdringen. Plötzlich tauchte der Mond hinter einer Wolke auf.

In diesem Augenblick sah ich den Mörder.

Die Silhouette eines Mannes zeichnete sich gegen das kalkige Weiß des vollen Mondes ab, und in der Hand hielt dieser Mann noch die Armbrust, mit der er geschossen hatte.

Ich sah, wie sich der Mörder herumdrehte, offenbar zufrieden mit dem, was er erreicht hatte.

Dann sah ich, grell aufleuchtend, daß ich fast geblendet wurde, einen Waffenstrahl hinüberzucken zu dem Mann. Während noch der Nachschein des Blitzes meine Augen erfüllte, kippte der Mann auf der Mauer zur Seite, und ich konnte den gellenden Schrei hören, mit dem der Mann in die Tiefe stürzte.

Er schlug dumpf auf, ein halbes Dutzend Meter von mir entfernt. Einen Augenblick lang war es totenstill, dann schrien alle durcheinander.

„Licht her!“ brüllte eine sich überschlagende Stimme. „Los, leuchtet, ich will sehen, wer den Fürsten ermordet hat.“

Ich hütete mich, meinen Standplatz zu verlassen. Noch hatte mich außer Urlinna niemand gesehen, und selbst das konnte eine Täuschung von mir gewesen sein.

Die Fackelträger folgten dem Befehl.

Im Licht der Fackeln sah ich, was ich längst erwartet hatte.

Es war Curran, der auf dem Boden lag. Zwei Meter neben ihm lag die Armbrust, mit der er den tödlichen Bolzen auf seinen Vater abgefeuert hatte.

„Erlebt noch!“

Nur der drängende Impuls des Extrahirns hinderte mich daran, zu Curran zu eilen.

Er wußte, wer mein Gegner war. Er hatte diese Revolte angezettelt und nicht geahnt, daß sein Partner ihn betrügen wollte. Aber wer war dieser Partner?

Ich sah nur die Rücken der Soldaten, ihre mit metallenen Schienen bedeckten Unterschenkel. Dazwischen, gerade noch zu erkennen, sah ich den Kopf des Abgestürzten. Curran lebte noch, aber es war klar, daß er diesen Sturz nicht überleben würde.

„Los“, wurde er angeherrscht. „Rede, du Lump! Wer hat dich angestiftet, deinen Vater zu töten?“

„*Als ob es dessen bedurft hätte*“, kommentierte das Extrahirn.

Der Sterbende produzierte ein verächtliches Grinsen. Ich sah, wie sich seine Lippen bewegten. Die Beinschienen der Soldaten reflektierten das Licht der Fackeln, und in dieser schwachen, unsicheren Beleuchtung sah ich, wie Curran etwas sagte, lautlos, weil ihm der Atem ausblieb, und er konnte auch die letzten Buchstaben nicht mehr mit den Lippen bilden. Sein Kopf fiel zur Seite. Er war tot.

Ich rannte wie besessen.

Ohne mich umzusehen, stürmte ich den Stollen zurück. Jede Sekunden zählte, jeder Augenblick war wichtig. Endlich wußte ich, was ich hatte erfahren wollen.

Ich erreichte die Treppe, hastete die Stufen hinauf. Eine ungeheure Hitze schlug mir entgegen, als ich den Saal erreichte.

Auch dieser Teil des Palasts stand in Flammen.

Durch das züngelnde Feuer, die lodernden Polster, Vorhänge, Teppiche wankte ich zum Fenster. Mit dem Schwert schlug ich die Scheiben aus der Fassung. Das verschaffte dem Feuer zwar Sauerstoff und ließ es noch heftiger auflodern, aber es verschaffte mir auch den Ausweg aus diesem Inferno.

Ich sah einen Baum, ein Stück höher als mein Standort und mit etwas Glück für mich erreichbar, wenn ich meine Kräfte anspannte. Ich ging einige Schritte zurück, nahm Anlauf - und sprang.

Ich flog einige Meter weit durch die Luft; die Hände hatte ich ausgestreckt, um das Astwerk des Baumes ergreifen zu können. Der plötzliche Wechsel der Beleuchtung blendete mich, ich verfehlte mein Ziel. Ich prallte auf die Krone des Baumes, die Äste gaben unter dem Aufprall nach, bogen sich, brachen, und ich stürzte in die Tiefe.

Ich landete auf einem Strauch, der meinen Sturz so weitgehend milderte, daß ich mir keine Knochen brach und auch nicht das Bewußtsein verlor. Statt dessen bohrte sich ein halbes Hundert kleinfingerlanger Dornen in meinen Körper, und dieser Schmerz brachte mich schnell wieder zur Besinnung. Ich raffte mich auf. Gehetzt sah ich mich um.

Noch immer war der Kampf in vollem Gang. Mir war ein Rätsel, woran sich die Parteien erkannten. Es konnte mir auch gleichgültig sein.

Ich rannte los.

Mein Schwert hatte ich verloren. Ich brauchte es auch nicht mehr. Mein weißes Haar war Ausweis genug. Der größte Teil der Soldaten, der mir begegnete, wich erschrocken zurück, als er mich heranstürmen sah. Ich erreichte das erste Tor des Palasts, durchquerte es.

„Die Stadttore sind in unserer Hand“, hörte ich jemanden rufen. „Die Wüstenleute sind ausgesperrt.“

Das bewahrte Hylan vor einem furchtbaren Schicksal. Mir konnte das nur recht sein.

Am zweiten Tor versuchte ein Mann, sich mir in den Weg zu stellen. Mit zwei harten, gutgezielten Handkantenschlägen schaffte ich ihn aus dem Weg, seinen Freund beseitigte ich mit einem Hüftwurf.

Mein Atem ging keuchend. Ohne den Zellaktivator wäre ich zu dieser Leistung nicht fähig gewesen. Mein Puls raste, denn ich konnte mir keinerlei Rast, keinerlei Schonung gönnen. Zuviel stand auf dem Spiel.

Ich hatte hoch gespielt, und jetzt stand die Partie kurz vor dem Ende. Verlor ich sie, war auch das Solare Imperium verloren. Niemand wußte, wo wir waren, wo der Gegner steckte - vor allem wußte niemand außer mir, wer dieser Gegner war, der mich so gründlich getäuscht hatte.

Ich schaffte es, den Palastbezirk zu verlassen, bevor das äußere Tor wieder geschlossen wurde. Das Getümmel auf den Höfen der Festung interessierte mich nicht.

Die Straßen Hylans waren verlassen. Die Bewohner hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen.

Ich rannte, was meine Beine hergaben. Es war nicht sehr weit bis zu Puthors Haus, und doch schien dieser Lauf eine Ewigkeit zu dauern.

Das Tor war verriegelt. Ich hatte es nicht anders erwartet.

Ich kletterte an dem schmiedeeisernen Tor in die Höhe, schwang mich darüber und landete wohlbehalten im Garten. Unmittelbar hinter dem Tor fand ich einen der Sklaven auf dem Boden liegend. Er war betäubt, jemand hatte ihm einen Schockschuß verabreicht.

Dieser Anblick ließ mich stoppen.

Ich wollte erst wieder zu Atem kommen, bevor ich mich in den letzten, entscheidenden Kampf stürzte. Ich trabte den Weg entlang, und ich fand, was ich erwartet hatte.

Der Gegner hatte sich Zutritt verschafft und mit einer Schockwaffe auf alles geschossen, was sich ihm in den Weg gestellt hatte. Ich fand Puthor, ich fand seine



Sklaven. In der Nähe des Eingangs zum Haus fand ich Tochtu und zwei seiner Söhne.

Ich war nicht dumm genug, einfach in das Haus zu marschieren.

Ich suchte mir eine geeignete Stelle aus und begann an der Wand in die Höhe zu klettern. Ich fand genügend Halt für Hände und Füße, das erleichterte mir die Arbeit. Nach kurzer Zeit hatte ich das Dach erreicht. Vorsichtig schlich ich auf dem Flachdach vorwärts, auf den Raum zu, in dem Jana schlief - wenn sie noch schlief.

Ich hatte Glück.

Unmittelbar neben Janas Zimmer führte ein Kabel an der Hauswand entlang. Wahrscheinlich verband es die Hyperkomantenne auf dem Dach mit Puthors privatem Hyperkomanschluß. Ich kletterte an diesem Kabel ein Stück in die Tiefe.

In Janas Zimmer brannte Licht, und ich sah, daß vor ihrem Bett ein Mann mit einer Waffe in der Hand stand. Die Waffe zielte auf die junge Frau, die bleich und reglos in dem Bett lag.

Das Fenster war offen. Mit einem Satz war ich im Zimmer. Der Mann hörte, wie meine Füße den Boden berührten, er drehte sich herum. Zu spät - er rannte genau in den Dagor-Betäubungsschlag hinein, den ich noch im Sprung angesetzt hatte. Er brach mitten in der Bewegung betäubt zusammen.

„Nicht übel, Arkonide“, sagte mein Gegner.

Sie hatte im Hintergrund gelauert, auf mich gewartet. Ich war ihr genau vor die Mündung gerannt.

Sie - die verschleierte Frau, die ich an Currans Seite gesehen hatte. Sie war ein wenig älter als dreißig Jahre und ebenso apart wie energisch. Kein Wunder, daß es ihr - ich vermutete: bei ihrem letzten Urlaub auf dem Planeten - gelungen war, die Zuneigung Currans zu gewinnen. Selbstbewußte und selbstsichere weibliche Geschöpfe, wie sie auf der Erde typisch waren, dergleichen war auf Aponti II - oder Batwyng - unbekannt. Und auf einen Heranwachsenden, selbst wenn er mit allen Abwässern gewaschen war wie Curran, mußte sie geradezu verheerend wirken. - „Hexe“, hatte er sterbend gesagt.

„Sie waren Assistentin im Institut, nicht wahr?“ Ich tat, als interessierte mich der entscherte Impulsstrahler in der Hand der Frau nicht.

„Allerdings“, sagte sie. Sie hatte eine ausgesprochen angenehme Stimme. „Bevor Sie fragen: meine Vorgesetzten habe ich aus dem Weg geräumt. Es erschien mir besser so. Dann mußte nämlich der Verdacht aufkommen, einer der Verschwundenen habe die Tat auf dem Gewissen. Offiziell mache ich zur Zeit auf der Erde Urlaub, im Hochgebirge.“

Die Frau war eiskalt und entschlossen. Kein Wunder, sie kämpfte um die Unsterblichkeit.

„Dann sind wir also Kollegen“, sagte ich leichthin und deutete auf meinen Zellaktivator.

Sie lächelte verächtlich.

„Irrtum“, sagte sie. Die Mündung ihrer Waffe zielte auf meine Brust. „Sie können ihre Unsterblichkeit nur für sich selbst behalten - ich kann sie verschenken. Wer mir dienen wird, den kann ich unsterblich machen. Das können Sie nicht.“

„Können Sie es? Sind Sie in der Lage, das Serum herzustellen?“ fragte ich.

Zeit gewinnen, das war mein Ziel. Ich hatte etwas gespürt, das ich in diesem Zusammenhang zuletzt vermutet hätte.

„Wenn man Ihnen die Formel stiehlt?“

Sie lachte. Sie war wirklich attraktiv, mußte ich feststellen.

„Niemand wird mir die Unterlagen stehlen“, sagte sie amüsiert. „Ich habe die letzte Probe geschluckt, und die Unterlagen sind in meinem Gedächtnis gespeichert - und

nirgendwo sonst. Lustig nicht wahr? Selbst wenn Sie mich festnehmen und zur Erde schaffen, selbst wenn ich verurteilt werden sollte... es gibt keine Todesstrafe und keine Folter auf der Erde. Früher oder später werde ich meine Ziele erreichen. Immerhin, es gefällt mir, wie Sie mir zugesetzt haben. Wollen wir Partner werden?"

Der Lauf der Waffe schwenkte ein wenig zur Seite. Die Mündung zeigte jetzt auf Jana D'Alessandro.

„Keine Bewegung, junge Frau“, sagte meine Feindin, von der ich nicht einmal den Namen wußte. Sie war namenlos, aber sie war unsterblich - und mein Leben hing an ihrem Zeigefinger, der am Abzug lag.

Ich sah aus den Augenwinkeln heraus, wie Jana die Lippen zusammenpreßte.

„Nun?“ fragte meine Gegnerin, die Unsterbliche. „Kommen wir ins Geschäft?“

Ich sah zu Jana hinüber und lächelte. Was die Erde - oder Arkon - von meiner unsterblichen Feindin zu erwarten hatte, lag auf der Hand. Klar war auch, was Jana und mich erwartete. Ging ich auf den Handel ein, rettete ich mein Leben und das von Jana D'Alessandro. Schlug ich das Geschäft aus, war es mit meiner Unsterblichkeit vorbei - und das in doppelter Hinsicht.

Ich schüttelte den Kopf.

„Nein“, sagte ich langsam. „Aus diesem Handel wird nichts.“

Jana D'Alessandro lächelte verzerrt. Offenbar war es mir gelungen, ihre Sympathie zu erringen. Ziemlich spät, sagte ich mir erbittert.

„Sie können logisch denken, Arkonide“, sagte meine Gegnerin kalt. „Sie würden nicht anders handeln, wäre sie an meiner Stelle.“

Sie hob ihre Waffe.

Er kam - wie so oft - in allerletzter Sekunde. Ich hatte fast schon nicht mehr an sein Erscheinen geglaubt.

Gucky tauchte hinter der Frau auf, und der Mausbiber sah sofort, daß sich der Finger der Frau zu krümmen begann. Gucky hatte seine Waffe schußbereit in der Hand - und er schoß sofort.

Er traf die Frau voll, und der Aufprall des Impulsstrahls riß sie herum, wirbelte sie um die Achse. Noch im Tod drückte sie ihre Waffe ab, aber sie erreichte nur, daß ein Loch in der Decke entstand.

„Gucky!“

Janas Ausruf verriet Erstaunen und Erleichterung.

„Wer sonst?“ fragte der Mausbiber. Er machte ein trauriges Gesicht.

„Tut mir leid“, sagte er halblaut. „Ich hatte aber keine andere Wahl, ich mußte sie erschießen.“

Schon vor Minuten hatte ich gespürt, daß jemand mich telepathisch anzuzapfen versuchte. Und ich hatte mich auch daran erinnert, zu wem ein solches Hirnwellenmuster paßte. Mir war allerdings ein Rätsel, woher der Mausbiber gekommen war.

„Wir haben noch eine Viertelstunde“, sagte Gucky und steckte die Waffe weg. „Das ist verflücht viel.“

„Viel?“ fragte ich verwundert. „Und, überhaupt, woher tauchst du plötzlich auf? Wie kommst du nach Aponti II?“

Der Mausbiber war ans Fenster getreten und sah nach oben.

„Sieh dir das an“, sagte er. „Der Regent hat eine ganze Armada aufgeboden, um dich zu fangen, Arkonprinz.“

Wie er erfahren hat, daß du hier zu suchen bist, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß die DRUSUS im Ortungsschatten der Sonne Apon steht und auf uns wartet.“

„Du bist so weit teleportiert?“

Gucky wiegte den Kopf.

„Nicht, daß mir so etwas unmöglich wäre“, behauptete er. „Aber ich habe mir von einem Beiboot der DRUSUS ein wenig helfen lassen. Und dieses Beiboot wird uns in präzise acht Minuten von hier abholen. Oder ist noch etwas zu erledigen?“

Ich schüttelte den Kopf. Ich trat ans Fenster und sah zum nächtlichen Himmel hinauf.

Es war ungeheuerlich. Ich sah das Leuchten von mindestens dreihundert Raumschiffstriebwerken. Das alles sollte mir gelten?

„Werde nur nicht eingebildet“, ermahnte mich Gucky. „Was ist mit der jungen Dame im Bett? Bleibt sie dort, oder soll sie mitkommen?“

„Ich gehöre zur Galaktischen Abwehr“, versetzte Jana.

Gucky grinste spitzbübisch.

„Also, was mich betrifft“, sagte er heiter, „ich würde mich, wenn ich etwas abwehren wollte, nicht gerade in ein Bett legen.“

Er wandte sich wieder mir zu.

„Ich soll mich übrigens entschuldigen bei dir“, sagte er. „Im Namen von Allan D. Mercant. Er hatte eine Zeitlang den Verdacht, du seist durchgebrannt, um mit dem Unsterblichkeitsserum in der Hand einen eigenen Laden aufzumachen. Er hat dich für einen Verräter gehalten.“

„Ich auch“, sagte Jana und lief dunkelrot an. „Ich möchte mich ebenfalls entschuldigen.“

„Der Gedanke ist mir gekommen“, sagte ich offen. „Aber irgendwie... ich war vielleicht zu lange auf der Erde. Ich bin zu sehr gewöhnt an den Umgang mit diesem Barbarenvölkchen namens Terraner.“

Gucky grinste spöttisch.

„Genau das sage ich auch immer“, behauptete er. „Noch vier Minuten, dann werden wir abgeholt.“

Er zeigte seinen prachtvollen Nagezahn.

„Weißt du übrigens, wer dir die Stange gehalten hat, Arkonprinz?“

Ich zuckte mit den Schultern.

„Perry?“

Gucky schüttelte den Kopf.

„Der weiß von der ganzen Sache nichts, und wenn es nach uns geht, wird er auch nie etwas erfahren. Es genügt, daß er Thora verloren hat - er braucht nicht zu wissen, daß das Serum sie schon unsterblich gemacht hatte, als der Schuß des Aras sie tötete. Nein, es war Bully, der keine Sekunde an deinen Verrat glauben wollte.“

Ich mußte lächeln.

„Irgendwie typisch für den Dicken, nicht wahr?“ fuhr Gucky fort. „Er ist wirklich ein Prachtbursche - aber sag ihm das nur nicht, sonst schnappt er noch über.“

Er sah auf die Uhr.

„Miß“, sagte er dann und deutete eine Verneigung vor Jana an. „Sie haben die Wahl. Wollen Sie von einem Mausbiber telekinetisch getragen werden, oder ziehen Sie die starken Arme eines ausgewachsenen Kristallprinzen vor?“

Ich nahm Jana die Entscheidung ab.

## EPILOG

Der Mann ging langsam hinter dem Sarg her. Millionen von Menschen konnten auf den Bildschirmen das Gesicht des Mannes sehen, die zusammengepreßten Lippen, die Augen, die verrieten, daß dieser Mann sehr wohl Tränen kannte.

Sie konnten die Gesichter der Freunde sehen, die den Mann und seine ermordete Frau auf diesem Weg begleiteten.

Reginald Bull, rothaarig, dicklich und, wie auf den Schirmen deutlich zu sehen war, in diesem Augenblick gegen Tränen ankämpfend.

Homer G. Adams, Allan D. Mercant, Julian Tiffleur - sie alle waren gekommen.

Wer der hochgewachsene Arkonide war, der in der Gruppe der engsten Freunde des Administrators mitging, wußte kaum jemand. Niemand ahnte auch nur, daß der Arkonide tagelang verschwunden gewesen war, mit dem größten Geheimnis der Menschheit - der Position der Erde. Niemand ahnte, daß der Arkonide der Freundschaft mit Perry Rhodan den Traum eines Lebens geopfert hatte - den Traum von der Rückkehr nach Arkon.

Der Trauerzug stoppte.

Millionen von Menschen sahen gleichzeitig, wie sich zwei Männer begegneten, die eigentlich zusammengehörten.

Vater und Sohn, am Grab der Mutter.

Thomas Cardif, der Sohn, wies die Hand zurück, die ihm Perry Rhodan reichte.

Millionen sahen es.

Sie sahen, wie Reginald Bull in höchster Empörung den Sohn beim Handgelenk packte und zurückzerre. Sie hörten nicht, wie Crest, der alte Arkonide, der nun neben Thomas Cardif zu stehen kam, den Sohn eines Terraners und einer vornehmen Arkonidin mit einem Ausspruch besonderer Art tadelte.

„Du Arkonide“, sagte Crest.

Thomas Cardif reagierte nicht auf die Bemerkung. Er sah, daß sein Vater den Blick wandte. An ihm vorbei ging dieser Blick.

Perry Rhodans Augen hefteten sich auf Reginald Bull, wanderten weiter zu Allan D. Mercant, zu Crest, zu Atlan.

Millionen sahen, was auch Thomas Cardif sehen konnte. Sie freute, was ihn mit Haß und Neid erfüllte.

Jeder konnte auf dem Bildschirm sehen, daß Perry Rhodan lächelte, nicht sehr deutlich, aber erkennbar. Er lächelte, weil er wußte, daß er zwar seine Frau verloren hatte, daß er aber Freunde besaß. Er wußte auch, was die Freunde um jeden Preis verheimlichen wollen - das Thora aus dem Geschlecht von Zoltral als Unsterbliche ermordet worden war.

Perry Rhodan wußte all dies. Er wußte, daß er Freunde hatte, er wußte, was diese Freunde für ihn getan hatten.

Mit solchen Freunden ließ sich die Zukunft ertragen.

ENDE